H. lit. p.
177
hg

Hoffmann

H. lit. P. 177 hg

B. 69

Johann Christian

Günther.

Ein literarhistorischer Versu

von

Dr. Heinrich Hoffmann.

Aus den Schlesischen Provinzial-Blättern besonders abgedruckt.

Breslau, 1832.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Johann Christian Günther.

Ein Beitrag
zur Geschichte der schönen Literatur Schlesiens.

Vom Professor Dr. Hoffmann.

Johann Christian Günther ward zu Striegau den 8. April 1695 von evangel. Eltern geboren. Sein Vater war der dortige Physicus Dr. Johann Günther. Dieser Mann, der sich nachher durch eine unerschütterliche Strenge und unbegreifliche Härte gegen seinen Sohn auszeichnete, war der sorglichste, zärtlichste Vater, den wir nur einem Kinde wünschen können. Durch des Vaters treue und emsige Pflege entwickelten sich bewundernswürdig schnell des Kindes körperliche und geistige Anlagen; der kleine Günther gewann durch sein frommes Wesen die Liebe seiner Angehörigen und vermochte durch seine Wohlanständigkeit jeden Fremden sogleich für sich zu gewinnen. Sein Gemüth war sehr beweglich, er wußte alles leicht zu fassen und lange zu behalten. Der Kleine konnte noch kaum recht reden und hatte schon eine ziemliche Uebung im Lesen und Schreiben erlangt. Da er alles gleichsam spielend lernte, so säumte auch sein Vater nicht länger, ihn mit der lateinischen und griechischen Sprache bekannt zu machen. Schon in seinem zwölften Jahre war der junge Günther in diesen Sprachen so weit vorgeschritten, daß er beide ohne weitere Anweisung für sich hätte forttreiben können. Er hatte solche Wißbegier, solchen Heißhunger nach Gelehrsamkeit, daß er es für eine Strafe ansah, wenn ihm sein Vater das Buch wegnahm (S. 856.)*):

„Um nur hinter den Bestand
meiner Neigung recht zu kommen,
Hast du mir oft selbst das Buch
als zur Strafe weggenommen.“

*) Die Citate beziehen sich auf die 4te Auflage (Breslau und Leipzig. 1746. 8.)

So groß die Freude der Eltern war, wenn sie in ihrem Erstlinge schon den künftigen großen Gelehrten und berühmten Mann erblickten, so konnten sie sich doch nicht die Schwierigkeiten verhehlen, welche der Erreichung einer gründlichen und vielseitigen gelehrten Bildung entgegen traten. Der Vater suchte demnach seinen Sohn von der Gelehrsamkeit ab, und auf andere Gedanken zu bringen, und um das recht vollkommen zu bewerkstelligen, gab er seiner Frau, wie sie zum Besuch nach Breslau reiste, den kleinen Gelehrten mit, nebst einem Briefe an Dr. Preuß, damit dieser fremde Mann dem Knaben eröffnete, was vielleicht dem Herzen des Vaters zu schmerzlich war. Der Breslauer Physicus Dr. Preuß sollte nämlich dem Knaben eröffnen, daß es dem Vater bei seinem geringen Einkommen nicht möglich sei, ihn studieren zu lassen.

Dr. Preuß hielt des alten Günthers Gründe für triftig, er billigte sie und sagte dem Knaben: (Günthers Leben von Steinbach S. 6.) „Ein armer Mensch kann mit dem Studieren nicht fortkommen, wenn er nicht was Excellentes tentiert." Der kleine Günther aber wurde hierüber dermaßen bestürzt und verdrießlich, daß er auf des Doctors fernere Rede nicht weiter achtete und gar nichts wissen wollte, als derselbe ihm versprach, ihn auf etliche Jahre zu sich zu nehmen und ihn mit Freitischen bei sich und anderen zu versorgen. Ganz betrübt und niedergeschlagen ging er mit seiner Mutter heim und ließ sich verlauten: (bei Steinbach das.) „Er müßte was Excellentes tentieren und sollten seine lieben Eltern sich um ihn nicht bekümmern, Gott würde ihm schon beim Studieren forthelfen, ob es ihm schon der Hr. Doctor so schwer gemacht hätte." Der Vater überzeugte sich durch diese Aeußerungen, die auch ihm bald zu Ohren kamen, daß sein Sohn bei seinem Vorsatze, den Wissenschaften und Künsten sich zu widmen, eifrig beharrte. Der alte Günther

fuhr demnach fort, der feurigen jungen Wißbegier Nahrung und gute Richtung zu geben. Der kleine Günther wurde von jetzt an nicht allein in den alten und neueren Sprachen weiter unterrichtet, sondern erhielt auch Anleitung zu andern Wissenschaften, besonders zur Geschichte und Dichtkunst. In der lateinischen, griechischen, ja sogar hebräischen Poesie soll er damals schon gute Proben abgelegt haben und wie weit er es in der deutschen gebracht hatte, davon wußten seine damaligen Gespielen noch lange nachher zu erzählen. Wenn der alte Günther nämlich Sonntags nach Gränwitz in die Kirche ging, pflegte er seinen kleinen Sohn gewöhnlich mitzunehmen. Dieser verstand sich dann dort mit andern Kindern, die sich mit ihren Eltern ebenfalls eingefunden hatten, sehr gut zu belustigen, er machte ihnen zuweilen Verse und sogar kleine Comödien. Der Dichter selbst erinnert sich kurz vor seinem Tode dieser Zeit (S. 838):

„Und ich kann mich noch erinnern, daß ich schon um's zehnte Jahr
Um die Wirkung meiner Seele vor der Zeit bekümmert war,
Sonderlich ergötzt' ich mich an Natur- und Weltgeschichten,
Aber noch weit eifriger fühlt' ich einen Trieb zum Dichten,
Daß auch weder Ernst noch Zuruf, ja wohl gar kein Prügel galt,
Wenn mein Vater auf die Arbeit dieser leeren Brotkunst schalt."

So war Johann Christian Günther zur Freude seiner Eltern aufgeblüht, reich begabt mit Kenntnissen aller Art, mit mancher Gabe andere und sich zu erfreuen und sich zu einem nützlichen Berufe für die Welt vorzubereiten. Unvergeßlich blieb ihm die gute häusliche Erziehung und der vortreffliche Unterricht seines Vaters. Noch im Jahre 1722 spricht er davon mit einem so lebendigen Gefühle des kindlichsten Dankes, als ob er dieser Wohlthaten eben theilhaftig geworden wäre.

Gleich zu Anfange jenes langen Gedichtes, womit er den Unwillen seines Vaters zu besänftigen hoffte, heißt es (S. 856):

„Daß du mich gezeugt, genährt, unterrichtet und geführet,
Ist ein Lorbeer, der dein Haupt auch noch auf der Bahre zieret.
Ich erkenn' es in der Stille, obgleich ängstlich und betrübt,
Weil mir weder Zeit noch Glücke Mittel zur Vergeltung giebt.
Wenn der Morgenröthe Glanz an dem blauen Himmel blickte,
Und der frühe Gartenbau dir so Herz als Aug' entzückte,
Machte mir dein munters Scherzen Federn und Papier bequem
Und dein rüstiges Exempel Kiel und Bücher angenehm.
O wie mancher Abendstern sah mich unter deinen Lehren!
Damals lernt' ich als ein Kind Rom und Griechenland verehren,
Wenn mein Ohr an deinem Munde mit erhitzter Sehnsucht hing,
Und der Nachdruck beider Sprachen lustig in's Gedächtniß ging.
Alles konnt' ich nach und nach so zu sagen spielend fassen,
Was die Knaben sonst bewegt, daß sie Buch und Feder hassen,
Weil der Schulfuchs Lust und Liebe mit der Ruthe niederschlägt
Und durch so viel tolle Regeln auf die strengste Folter legt."

So lieb und werth dem kleinen Günther das Lesen und Schreiben gewesen war und von Tage zu Tage das Lernen der verschiedenartigsten Kenntnisse wurde, so angenehm war ihm auch das ganze Leben bis jetzt dahin gegangen. Der Vater ließ es trotz seiner Dürftigkeit an nichts fehlen; der kleine G. konnte sorglos und unbefangen seinen Neigungen nachhängen und durfte sich bis dahin um keine Zukunft kümmern. Er gedenkt noch später dieser Tage und schildert sie in rührenden Zügen. Das Gedicht ist überschrieben:

Als er sich seiner ehemaligen Jugendjahre mit Schmerzen erinnerte.

(Nachlese 2. Auflage S. 21—24.)

Wo ist die Zeit, die goldne Zeit,
Wo sind die süßen Stunden,
Worin ich von der Eitelkeit
Noch wenig Gram empfunden?

Ich war ein Kind, ich trieb mein Spiel,
Das selbst der Unschuld wohlgefiel,
Und durft' an keinem Morgen
Vor Kleid und Nahrung sorgen.

Die Einfalt gab mir Fried und Ruh,
Der Unverstand viel Glücke;
Es setzte mir kein Zweifel zu,
Viel minder Neid und Tücke;
Kein Ehrgeiz plagte Geist und Sinn;
Ich lebt' in aller Hoffnung hin,
Und fühlte kein Entzünden,
Noch unbekannte Sünden.

Ich schwör' es, die Zufriedenheit
Der armen Christtagsbürde
War dort von größrer Zärtlichkeit,
Als wenn ich Domherr würde.
Der Eindruck von derselben Lust
Erwacht mir noch in Mark und Brust,
So oft ich nur die Lehre
Des Weihnachtstextes höre.

Von Fabeln bei der Rockenzunft
Empfand ich mehr Vergnügen,
Als jetzt von Schlüssen der Vernunft,
In welchen Knoten liegen;
Ja, wenn mir auf der Ofenbank
Ein Lied vom deutschen Kriege klang,
So schien die alte Grete
Mein künstlichster Poete.

Ein Garten, den des Vaters Schweiß
Stets vor der Thauzeit netzte,
Versüßte mir den Bücherfleiß,
Womit er mich ergötzte.
Oft war ein Nest voll Vögel da,
Da klang ein froher εὕρηκα,
Als dessen kaum geklungen,
Der aus dem Bad entsprungen.

Die Nachbarskinder ließen mir
Die Ehre, sie zu lenken,
Da spielt- und lacht- und sprungen wir
Auf Rasen, Berg- und Bänken.
Was dieser hört' und jener sah,
Das in der großen Welt geschah,
Das sucht' auch ich mit vielen
Im Kleinen nachzuspielen.

Der Schweden Beispiel weckt' einmal
In uns viel Andachtsflammen;
Wir knieten in gehäufter Zahl
Auch öffentlich zusammen.
Der Eifer war mehr Ernst als Schein,
Und unser täglich Himmelschrei'n
Hat etwan auch viel Plagen
Des Vaterlands verschlagen.

Wie ernstlich war ich dort ein Christ?
Wie brannt' oft mein Verlangen,
Dich, der du unser Heiland bist,
Persönlich zu umfangen?
Wie freudig dacht' ich an den Tod?
Ach! Gott, gedenk einmal der Noth,
Vor die ich, als ein Knabe,
Voraus gebetet habe.

Mit was vor Liebe, Trost und Treu
Konnt' eins das andre klagen,
Wenn etwa blinde Tyrannei
Das Stiefkind hart geschlagen?
Wir stritten leicht; doch aller Streit
War stündliche Versönlichkeit,
Und von der Eltern Gaben
Mußt jeder etwas haben.

Jetzt lern' ich leider allzufrüh
Des Lebens Elend kennen;
Es ist doch nichts, als Wind und Müh,
Wornach wir sehnlich rennen.
Es gaukeln Reichthum, Stand und Kunst,
Die Wollust macht nur blauen Dunst.
Und was wir so begehren,
Muß allzeit Reu gebären.

Mein eignes Kreuz ist überhaupt
Ein Bündniß aller Schmerzen,
Und geht mir, weil es niemand glaubt,
Empfindlich tief zu Herzen.
Ach! Himmel, mindre meine Qual!
Wo nicht, so laß mich doch einmal
Nur eine Gunst erwerben,
Und mehre sie zum Sterben.

Jetzt aber hatte G. sein 14tes Jahr erreicht. Der häusliche Unterricht, so vortrefflich er war, konnte ihm nicht mehr genügen, er fühlte es selbst, noch mehr aber sein Vater. Dieser wußte des Sohnes leidenschaftliche Neigung zum Studieren und sei-

nen festen Entschluß, hatte auch beides im Stillen genährt und gebilligt. Die Rücksicht auf das geringe Vermögen vereitelte aber jeden Wunsch, den der Vater für seinen Sohn und dieser für sich hegte. Während nun der Alte den Sohn bereden wollte, ein Handwerk zu erlernen, betete dieser fleißig zu Gott, der himmlische Vater möchte hier doch aushelfen; ja, die Mutter fand ihn eines Tages auf einer wüsten Stätte hinter dem Hause, wie er die Hände gen Himmel streckte und inbrünstig flehete, daß der liebe Gott doch Mittel und Wege zum Studieren senden wolle. Der Himmel erhörte das Gebet des Knaben. Nach einiger Zeit kehrte der Schweidnitzer Dr. Thiem von einer Reise über Striegau zurück und mußte hier übernachten; um sich nun den Abend die Zeit und Weile zu vertreiben, ließ er sich seinen alten Freund den Dr. Günther ins Gasthaus hinbescheiden. Der alte G. wußte viel von den Umständen der Stadt und dasigen Bürgerschaft zu erzählen und kam denn so auf seine eigenen Verhältnisse zu sprechen. Dr. Thiem hörte alles mit großer Theilnahme an; diese wuchs aber sichtlich, sobald ihm sein Freund von seinem Sohne erzählte und von den Fortschritten desselben in Sprachen, Dichtkunst und anderen Wissenschaften. Dr. Günther fuhr denn also fort (Leben v. Steinbach S. 9):

„Eltern sind glücklich, so in ihrem Ehestande den Segen an ihren Kindern sehen können, besonders wenn bei selbigen die gütige Natur an Leibes- und Gemüthsgaben nichts vergessen. Wir beiderseits Eltern können uns dieses Segens zwar rühmen, da uns der Himmel sowohl mit einem angenehmen Sohne als auch lieben Tochter bedacht hat, daran wir beide große Freude haben. Aber ach! ach! was ist das vor ein Schmerz, an Mitteln, derselben Wohlfahrt zu befördern, allenthalben einen Mangel verspüren! Meinen Sohn, den ich fast Tag und

Nacht zu guten Lehren und Wissenschäften anzuführen nicht ermangelt habe, sehe ich jetzt mit betrübtem Herzen an, der nur innigst seufzet, eine Gelegenheit, was Höhers zu begreifen und in einer wohleingerichteten Schule im Studieren weiter zu kommen, großes Verlangen trägt. Sein fertiger Kopf, sein aufgeräumtes Gemüthe und eifrigste Begierde zum Lernen sind genugsam Zeugen, daß aus ihm durch gute Anführung ein Mercurius könnte geschnitzt werden." Dr. Thiem ward durch diese Aeußerungen dermaßen bewegt, daß er sich gegen den alten Günther sofort erklärte, er wolle seinen Sohn zu sich in's Haus nehmen und für seinen Unterhalt Sorge tragen. Mit freudigem Danke nahm der alte G. dies Anerbieten an und kehrte leichten Herzens nach Hause. Wer war fröhlicher als der kleine Günther? Sein größter Wunsch war mit einem Male erfüllt, seine Traurigkeit verschwunden; er dachte nun an nichts so sehnlich, als an den Tag seiner Abreise in das 2 Meilen entfernte Schweidnitz.

Zu Anfange des Jahres 1709 reiste der Vater mit seinem vierzehnjährigen Sohne nach Schweidnitz. Der kleine G. hatte bisher wenig mit der Welt verkehrt, alles war ihm fremd und überraschend. Als er von seinem Vater dem Rector Leubscher vorgestellt wurde, fragte dieser den schüchternen Knaben (Steinbach S. 11): „bist du der neu ankommende Schüler?" Günther machte einen schnellen Kratzfuß, und das war seine ganze Antwort. „Du hast gar ein aufrichtiges und munteres Gesichte, fuhr der Rektor fort, sei nur unerschrocken, wir werden einander schon besser kennen lernen." Jetzt begann die Prüfung. Zunächst mußte G. aus dem Curtius einen Paragraph auslegen. Der Hr. Rektor war damit sehr zufrieden, lobte ihn und fragte dann: „Kannst du auch was vom Griechischen?" —

Ein wenig, war seine Antwort. Er mußte nun auch eine Stelle aus dem Griechischen übersetzen; dies that er mit solcher Fertigkeit, daß der Rektor höchst erfreut und verwundert ausrief (Steinbach Seite 11.): „Herr Günther, Sie sind nicht einer von denen Vätern, die ihre Kinder als ungehobelte Klötzer in die Schule schicken und den Lehrmeistern eine unsägliche Arbeit an ihren dummen und unverständigen Kindern überlassen. Ich sehe, daß Sie bei ihm den Grund vollkommen gut gelegt, wie wollen jetzo weiter darauf bauen. Ich kann ihn auch nicht anders wohin thun als zu mir in die oberste Klasse nehmen." Der alte G. stellte das Letzte dem Belieben des Rektors anheim, befahl ihm seinen Sohn bester Maßen und nahm Abschied. Dr. Thiem hielt sein Versprechen, er nahm den jungen G. zu sich ins Haus, und dieser war fleißig und ordentlich und erwarb sich die Liebe seines Wohlthäters, seiner Lehrer und Mitschüler. Ueberall war er gern gesehen; die einen gaben ihm Freitische, die anderen liehen ihm Bücher zum Lesen und Nachschlagen, noch andere schenkten ihm Geld, damit er seine kleinen Ausgaben bestreiten könnte. So war für sein leibliches und geistiges Wohl gesorgt, und er lebte in Schweidnitz ungetrübt heiter. Er verdankte aber seinem Fleiße, seinem sittlichen und artigen Wesen dies Glück nicht etwa allein; einen großen Antheil daran hatte sein großes poetisches Talent, was sich hier bei allen feierlichen Anlässen vernehmen ließ. Man kann eine ganze Reihe von Gedichten in seiner Sammlung nachweisen (Steinbach S. 13—15.), die alle unbedeutenden Ereignissen vom 6. März 1710 an bis in den Anfang des J. 1715 ihre Entstehung verdanken und auf weiter keinen Werth Anspruch machen, als die augenblickliche Ergötzung, die sie ihren Hörern damals gewährten. Es hat etwas Rührendes, wenn

wir sehen, wie selbst die besseren damaligen Dichter glauben konnten, daß alle Begebenheiten, welche von ihnen besungen wurden, höchst wichtig und besingenswerth seien und zur Unsterblichkeit nur so schnurstracks hineilten. G. hatte gewiß früh klare, der Poesie würdigere Ansichten über diese Stadt- und Familienpoesie. Doch er lebte in Verhältnissen, die ihn gleichsam zwangen, der Mode und dem Begehren seiner Wohlthäter, Gönner und Freunde nachzugeben. Er hat es auch später ziemlich deutlich ausgesprochen, daß sich für gewisse Gegenstände nie Theilnahme erwecken läßt, weil sie eben selbst nie Theilnahme erwecken. Daher kam's denn wohl, daß der lebensfrohe feurige Jüngling, aus Verdruß über die Trockenheit seines Stoffs, sehr häufig schon in seine damaligen Gelegenheitsgedichte satirische Züge und scharfe persönliche Ausfälle verwebte. Die meisten dieser Gedichte waren jedoch ganz harmloser Art, hieher gehört z. B. das älteste, was sich unter Günther's Poesieen überhaupt auffindet. Es ist überschrieben (S. 901): „Als Herr Gottfried Fuchsius, Pastor primarius zur Schweidnitz, Seinen Namens-Tag Anno 1710 den 6. Martii vergnügt celebrierte.“ Die beiden letzten Strophen lauten also:

Gott hat Dich wol angeschrieben,
Jacobs Heerde folget Dir.
Jeder muß Dein Thummim lieben,
Weil Dein Urim für und für
Auf dem frommen Herzen brennet,
Das kein wüstes Babel kennet.

Also wachs in tausend Aeste,
Ceder unsers Libanons,
Und der Himmel thu das Beste
Nebst Dir zu dem Bau Sions,
So wird stets Dein Name grünen
Und Perpetua Dir dienen.

Wenn auch nicht der große Dichter aus allen diesen Gedichten blickt, so galt er doch in Schweid-

nitz dafür, denn der allzeitfertige muntre Poet gewann immer den Beifall der Betheiligten, ja, seine Mitschüler schrieben sich vieles ab und lernten viele seiner Verse auswendig, und so ward denn die Poesie die schönste Verherrlichung seines hiesigen Lebens. Wenn G. sich eines Frühlings bewußt sein durfte, so waren es gewiß diese ersten Jahre, welche seinem Herzen so viele Freude brachten; dieser Jahre gedenkt er gewiß, wenn er in einer spätern Cantate plötzlich ganz gerührt ausruft (S. 954):

Erwünschten Frühlingstage,
Ihr Boten meiner Ruh!
Laßt mich im Grünen liegen,
Und bringet mir Vergnügen,
Und bringt mich selbst dazu,
Daß ich noch einmal sage:
Erwünschten Frühlingstage,
Ihr Boten meiner Ruh!

G. hatte beinahe sein 20. Jahr erreicht, als er sich anschickte, das Schweidnitzer Gymnasium zu verlassen. Um sich ein ehrenvolles Andenken bei seinen Lehrern und Freunden zu bewahren, bat er um Erlaubniß, daß an seinem Abschiedstage ein Schauspiel von seiner Erfindung öffentlich aufgeführt werden dürfte. G. hatte einen geschichtlichen Stoff zu seinem Drama gewählt, es ist die bekannte Geschichte von Theodosius dem Jüngern, der seine Gemahlin Eudocia eines geheimen Liebesverhältnisses mit Paulinus verdächtig hält, weil dieser während seiner Krankheit von der Kaiserin mit demselben Apfel beschenkt wird, den Eudocia kurz vorher von ihrem Gemahl geschenkt bekommen hat. So unpassend der Stoff für ein Schuldrama war, so wurde das Stück doch am 24. Sept. 1715 öffentlich aufgeführt. Es ist nachher vollständig gedruckt worden (S. 957—1047) unter dem Titel: Die von Theodosio bereuete und von der Schuljugend vor Schweidnitz den 24. Sept. 1715 vorgestellte Eifer-

sucht. Das Ganze hat jetzt nur noch den Werth, Günther's damalige poetischen Leistungen kennen zu lernen, denn schwerlich dürfte wol jemand Lust haben, zu einem andern Zwecke diese in schleppenden Alexandrinern fortgesponnene, mit wenig Handlung ausgestattete Begebenheit zu lesen.

Unter vielem Segen und Glückwünschen seiner Lehrer, Freunde, Gönner und Eltern verließ Günther im Herbste 1715 Schweidnitz und seinen Geburtsort Striegau und reiste zur Universität Wittenberg. Hier gedachte er sich ausschließlich den Studien der Medizin zu widmen, worin er sich schon unter Anleitung seines Vaters einige Kenntniß erworben hatte. Wie wenig die Wahl dieses Berufes seinen Neigungen und Ansichten entsprach, lehrte von jetzt das ganze sehr bewegte unglückliche Leben des Sohnes. G. glaubte in dieser Angelegenheit mehr dem Wunsche seines Vaters als seinem eigenen Herzen gehorchen zu müssen. Ausgerüstet mit herrlichen Kenntnissen jeder Art, begabt mit dem redlichsten Willen, etwas Tüchtiges dereinst zu leisten, hätte es G. leicht in jeder Wissenschaft so weit gebracht, daß ihm ein Wirkungskreis mit einem genügenden sicheren Einkommen in der bürgerlichen Gesellschaft zu Theil geworden wäre. Der feurige, lob- und ehrgierige, ruhmdürstige Jüngling wollte aber nur ein Dichter und nichts als ein Dichter sein, ein freier Mann, der keinem Staate, keiner Stadt, keiner Zunft unterthan ist, keinem Verhältnisse sich fügen darf, als nur solchem, was er sich selbst gewählt hat und für sein Herz und seine Kunst wohlthätig erachtet. Trotz seinen Versprechungen, sich ernstlich mit der Medizin zu beschäftigen, vermochte er doch nicht, die alte Neigung zur Poesie zu unterdrücken; jede elterliche Mahnung, den Zweck des Studierens treu zu erfüllen, scheint in ihm vom Augenblicke seiner Abreise an bis später gerade von entgegengesetzter Wirkung ge-

wesen zu sein. Der Vater meinte es mit seinem Sohne gewiß sehr gut. Wer aber möchte es billigen, wenn unserem Herzen statt der erkohrenen Geliebten ein fremdes mit uns auf keine Weise verwandtes und harmonierendes Wesen aufgedrungen würde? G. sollte seiner Geliebten, der Poesie gänzlich absagen, ihr, die ihm soviel Freude, so viel Ehre gebracht hatte, von der er ein glückliches Leben hienieden und die Unsterblichkeit hoffte! Mit ihr war er von früher Jugend an treu verbunden, nichts vermochte ihn dies Bündniß zu brechen, er war bereit für sie alles zu dulden, und als ein Knabe duldete er schon für sie (S. 473):

Was litt ich dort nicht schon um deiner (Calliope) Liebe willen?
Der Vater zog mich ab, verwarf mein Spiel als Grillen,
Und sprach (ich hör' es noch): Sohn, wirf den Bettel hin,
Und häng den Brotkorb an! kein Reimen bringt Gewinn.
Und wenn die Kranken uns den fetten Zins entrichten,
So müßt ihr, faules Volk, von magern Kühen dichten.
So pfiff, so schwatzt' er mir, doch stets vergebens, vor.
Natur ging über Zwang; ich nahm dein Lautenchor,
Kroch hinter Holz und Heerd, in Winkel, in den Garten,
Und ließ dabei umsonst Schlaf, Tisch und Kegel warten.

So mahnten ihn fröhliche und traurige Erinnerungen an die Poesie; alle Bemühungen, ihn derselben zu entfremden, blieben vergeblich. Ja, auch die beseligendste Erinnerung fesselte ihn an diese Kunst und forderte ihn zur Dankbarkeit gegen sie auf: die Erinnerung an seine erste Liebe. Die Poesie war die Botin und Trägerin dieser Liebe gewesen, nur ihr hatte er sie vertraut, nur durch sie verrathen. Kaum war Günther auf seiner Reise im November dieses Jahrs (1715) in Frankfurt angelangt, so war sein erstes ein poetisches Sendschreiben an seine Magdalis, worin er ihr so viel Grüße sendet (S. 629):

„Als Thränen dir vielleicht auf deinen Rosen stehn,"

und sie am Schlusse bittet:

„Und liebe den, der dich um deine Liebe bat."

Magdalis, gewiß dieselbe, *) die er sonst gewöhnlich unter dem Namen Leonore oder Lorchen besingt, war die Tochter des Schweidnitzer Dr. Jachmann. G. lernte sie wol erst im letzten Jahre seines Aufenthaltes daselbst kennen. Sie war sehr geistreich, dabei von kindlich gutem Gemüthe und offenbarte eine große Liebe zur Poesie. Mehr durch diese Eigenschaften als durch körperliche Schönheit scheint sie des Jünglings Herz gewonnen und bis an seinen Tod gefesselt zu haben. Vor seinem Abschiede im September sahen sich beide Liebende zum letzten Male auf dem dortigen Kirchhofe, wo sie sich sicher glaubten vor neidischen Spähern. Dort zwischen den Gräbern, bei den Siegeszeichen des Todes erklärte er seiner Leonore (Nachl. S. 125):

„Ich habe dich geprüft, verachtet und gequälet,
Und überall versucht; dein Wesen steht mir an,
Und Lorchen ist allein was Günthern halten kann."

In dem unvollständigen Gedichte, was uns diese Scene aufbewahrt (Nachl. S. 121—128) weißagt er seinem Lorchen ein immer blühendes Gedächtniß in seinen Liedern, wünscht mit ihr zu alten, mit ihr zu sterben:

„Wir wollen unsern Lauf in süßer Ruh vollbringen,
Auch dein Gedächtnißmahl soll Zeit und Tod bezwingen,
Und Lorchens Name wird in meinen Büchern blühn,
So lange Kunst und Fleiß noch einen Dichter ziehn.
Ich will den Pleißenstrand um deine Lieb' erheben,
Ich will dem Rosenthal des Pindus Ehre geben,
Nachdem mir sein Revier, als deine Vaterstadt,
Den besten Schatz der Welt an dir gegeben hat.
Veraltet dein Gesicht und werd' ich auch zum Greißen,
So will ich doch dein Kind, du sollst mein Mädchen heißen.

*) Zweifel dagegen erregt allerdings, daß die Eltern Leonorens als gestorben und die der Magdalis als noch lebend (S. 625) erwähnt werden. Waren hier nur Stiefeltern gemeint? Die Worte:
Die Mutter, welche dich noch als ein Kind gesäugt —
könnten dies andeuten.

So lebt es sich vergnügt, so stirbt sich's friedenvoll.
Ach, Lorchen, daß ich nicht mit dir erblassen soll!
Kann noch ein treues Flehn des Himmels Schluß gewinnen,
So reißt ein Augenblick uns ganz gewiß von hinnen.
Denn gleiche Lieb' und Lust begehrt auch gleichen Fall,
Wo du nicht bei mir bist, da sterb' ich überall."

Auch Leonore hatte früher an demselben heiligen Orte ihre Treue gelobt. G. führt sie in einem andern Gedichte also redend ein (S. 295):

„Dies sagte sie mit nassen Wangen
Und zog ihn eilends brünstig fort,
Und führte sein bestürzt Verlangen
An den schon oft besuchten Ort,
Wo nichts als Graus und Nacht regieret
Und Tod und Stille triumphieret.

Hier fing sie brünstig an zu weinen
Und rief: Ihr Todten, zeuget mir!
Bei meiner Eltern Leichensteinen
Und ihrer Asche schwör' ich dir,
Daß mich dein Herz allein vergnüge,
Bis daß es hier versammlet liege."

Mit den lebendigsten Gedanken an seine ferne Geliebte und unter den frohen Aussichten, neben seiner Medicin für die Poesie Zeit übrig zu behalten, erreichte G. im December die Universität Wittenberg. Er hatte verschiedene medicinische Vorlesungen angenommen, besuchte sie anfangs recht fleißig, bald aber vernachlässigte er sie und gab sie endlich ganz auf. Mitten unter seinen ernsten Beschäftigungen war seine leidenschaftliche Liebe zur Poesie erwacht und diese hatte ihn allmählig allen wissenschaftlichen Studien entfremdet. Anlaß zum Dichten fand sich allezeit. Todesfälle, Promotionen und sonstige academische Feierlichkeiten nahmen ihn in Anspruch. Doch blieb's nicht bei diesen äußeren Anlässen. Gleich zu Anfange seines Hierseins bewog ihn die Dankbarkeit für viele empfangene Wohlthaten zu einem Lobgedichte auf Benjamin Schmolcke (S. 851.) 29. Dec. 1715:

„Davids Harfe, großer Mann, die dein Finger künstlich spielet,
Wenn die Andacht deiner Brust einen Trieb von oben fühlet,
Warnet jetzo meine Leier, da mein Phöbus als ein Kind
Deiner mir erwies'nen Güte auf ein reines Danklied sinnt." 2c.

Den meisten Stoff und Anlaß zum Dichten gewährte ihm aber seine Liebe. Schon im December erfuhr er, daß sich ein gewisser Täuber um seine Leonore bewerbe und wahrscheinlich nicht vergebens hoffen dürfe. Bald bestätigte sich, was G. nur gefürchtet hatte. Leonore war ihm untreu geworden. Gewiß war das arme Mädchen von ihren Verwandten gezwungen worden, ihre Hand lieber einem versorgten ansäßigen Manne zu geben, als dem herumirrenden brotlosen Günther. So erklärt sich der Dichter selbst dies Ereigniß (S. 560):

„Glänzt nur die Brust von einem Wurmgespinste,
Das Farb' und Arbeit theuer macht,
So wird das Herze nicht bedacht,
Das unter Seid' und Sammt oft einen Schalk verhehlet;
Ja, wiegt der Beutel nur fein schwer,
So wird der Bräut'gam flugs erwählet,
Und wenn er auch ein Jude wär'."

G. hatte in verschiedenen Sonetten (S. 561—563) ihrer Treue gedacht, hatte sich seines Glückes so gefreut, hatte sich selbst für straffällig erklärt, wofern er untreu würde:

„Und glaube, daß mich selbst der Himmel strafen muß,
Wofern mein Wankelmuth dein Bild in mir verstreiche.
Drum liebe nur getrost! denn die Beständigkeit
Wirkt mir den Hochzeitrock und auch das Leichenkleid."

und er, der noch eben ihr, um sie von allem Argwohn zu befreien, betheuert hatte:

„Mein Sinnbild ist ein Ring, der Denkspruch: sonder Ende
Denn wer nicht ewig liebt, der liebet nimmermehr."

Er mußte jetzt hören, daß ihm seine Leonore ungetreu geworden war. In einem poetischen Send-

schreiben: An die ungetreue Leonore (S. 633—636), suchte er die große Kränkung und diese Betrübniß seines Herzens gegen seine Geliebte selbst auszusprechen. Er erzählt, wie unerwartet ihn dies traurige Ereigniß treffe:

„Ja, wenn mir alle Welt auf solchen Fall geschworen,
Ja, wenn ein Engel selbst dergleichen prophezeiht,
So hätt' ich wol gedacht: sie reden wie die Thoren
Und kennen wol noch nicht der Liebe Zärtlichkeit."

Er erzählt, was er für sie gewagt, für sie gelitten und ausgestanden, wie er für sie gewacht und gebetet habe. Dann erinnert er sie an den Glanz, den ihr seine Poesie habe verleihen wollen (S. 635):

„Du strahltest als ein Stern in jener Frauen Orden,
Den unsre Poesie des Nachruhms Lorbeern steckt.
Steh nächtlich einmal auf und miß die hohe Ferne
Und sieh den Milchweg an, der ist der Helden Haus;
Dein Name mehrte da den Glanz der holden Sterne,
Ich las bereits den Platz vor dessen Bildniß aus.
Du bist vorhin gestraft, indem du mich entbehrest,
Du strafest dich noch mehr durch deine neue Wahl,
Bei der du auf der Welt schon in die Hölle fährest,
Aus welcher meine Treu dich so zu reden stahl."

Er erinnert sie an Garten, Gras und Linden, an den Felsen, worauf noch ein Bundeszeichen von ihnen liege, an Spiel, Kuß, Tanz, Verse und Blumensträuße; dann gedenkt er seines Traumes und mancher schlimmen Ahndungen, wie z. B. ihr liebstes Bäumchen unverhofft gebrochen sei. Schließlich bittet er, sie möge doch wiederkehren, er sei noch derselbe — doch, meint er, sie spotte nur seiner Klagen und sehe ihn nun nicht mehr an.

Bald erlangte G. in Wittenberg völlige Gewißheit über das Schicksal seiner Leonore. Sie sollte nächstens ihrem Täuber angetraut werden. Die Hochzeit wurde den 14. Januar 1716 zu Schweidnitz gefeiert. G. stellte sich ziemlich unbefangen, er hatte ein Hochzeitsgedicht hinüber geschickt, was

2 *

voll vielleicht feiner, jetzt dunkler Anspielungen war, jedoch sonst nichts offenbarte; sein Herz aber war tief betrübt und wußte nirgend Trost zu finden, als in der Erinnerung und Poesie. Viele der wehmüthigsten Lieder gehören gewiß dieser Zeit an, wo ihn der Schmerz über den Verlust seiner Leonore überall verfolgte (S. 276):

„In den Wäldern will ich irren,
Vor den Menschen will ich fliehn,
Mit verwaisten Tauben girren,
Mit verscheuchtem Wilde ziehn,
Bis der Gram mein Leben raube,
Bis die Kräfte sich verschrei'n,
Und da soll ein Grab vom Laube
Milder als dein Herze sein."

„Bist du dennoch, Leonore?" beginnt er ein anderes Lied und kann sich gar nicht finden in sein Schicksal (S. 263):

„Lust und Muth und Geist zum Dichten,
Feuer, Jugend, Ruhm und Fleiß,
Suchen mit Gewalt zu flüchten
Und verlieren ihren Preis &c.

Alle Bilder meiner Sinnen
Sind mir Ekel und Verdruß,
Da sie nichts als Gram gewinnen,
Weil ich dich noch suchen muß;
Nichts ergötzt mich mehr auf Erden
Als das Weinen in der Nacht,
Wenn es unter viel Beschwerden
Dein Gedächtniß munter macht."

Endlich in Wehmuth vergangen wagt er weiter keine Bitte mehr an sie, als: sein zu gedenken. (S. 245):

„Gedenk an mich und meine Liebe,
Du mit Gewalt entrißnes Kind!
Und glaube, daß die reinen Triebe
Dir jetzt und allzeit dienstbar sind,
Und daß ich ewig auf der Erde
Sonst nichts als dich verehren werde.

Gedenk an mich in allen Leiden,
Und tröste dich mit meiner Treu!
Die Luft mag jetzt empfindlich schneiden,
Die Wetter gehn doch all vorbei,
Und nach dem ungeheuren Knallen
Wird doch ein fruchtbar Regen fallen.

Gedenk an mich in deinem Glücke,
Und wenn es dir nach Wunsche geht,
So setze nie den Freund zurücke,
Der bloß um dich in Sorgen steht!
Auch mir kann in dem besten Leben
Nichts mehr als du Entzückung geben.

Gedenk an mich in deinem Sterben!
Der Himmel halte dies noch auf,
Doch sollen wir uns nicht erwerben,
Und zürnt der Sterne böser Lauf,
So soll mir auch das Sterbekissen
Die Hinfahrt durch dein Bild versüßen.

Gedenk an mich und meine Thränen,
Die dir so oft das Herz gerührt,
Und die dich durch mein kräftig Sehnen
Zum ersten auf die Bahn geführt,
Wo Kuß und Liebe treuer Herzen
Des Lebens Ungemach verschmerzen.

Gedenk auch endlich an die Stunde,
Die mir das Herz vor Wehmuth brach,
Als ich, wie du, mit schwachem Munde
Die letzten Abschiedsworte sprach!
Gedenk an mich und meine Plagen!
Mehr will und kann ich jetzt nicht sagen."

Gewiß hatte die unverhoffte unglückliche Entwickelung seines Liebesverhältnisses einen sehr nachtheiligen Einfluß auf seine Studien. Vom Anfange des Verlustes seiner Geliebten an sehen wir ihn nämlich in einer Art von Verzweiflung, sein Glück wieder zu gründen; auch läßt sich die Gleichgültigkeit, welche er gegen jede ernste wissenschaftliche Beschäftigung beweist und der Leichtsinn, womit er sein akademisches Leben von jetzt fortführt, nur aus jener Quelle, aus seiner unglücklichen Liebe erklären. Durch seine Freimüthigkeit, sein gutmüthiges We-

sen und sein poetisches Talent war er bald der vertraute Genosse lustiger Brüder geworden; Dichten, Singen, Tabackrauchen, unmäßiges Trinken und Schwelgen wurde bald seine liebste, seine einzige Beschäftigung. Er geräth dadurch dermaßen in Schulden, daß er sich eine geraume Zeit vor seinen Gläubigern still verborgen halten muß. Der strenge Vater erfährt unterdessen von dem liederlichen Leben seines Sohnes und entzieht ihm von dem Augenblick an alle Unterstützung. G. lebt verborgen in der Einsamkeit, bis ihn seine Landsleute aus den Händen seiner hartherzigen Gläubiger befreien. Er findet es jedoch für rathsam, Wittenberg ganz zu verlassen und begiebt sich im Juni 1717 nach Leipzig.

In dieser Zeit vielfacher trauriger Erlebnisse fand Günthers Poesie häufigen Anlaß und Anregung; es scheint sogar, als ob sein Gemüth eines solchen Glückswechsels bedurft hätte, um durch das Gewirre äußerer Erscheinungen zu einer Quelle der Ruhe und des Friedens zu werden. Und wirklich, wenn ein Dichter durch Poesie sein Leiden zu vertreiben und sich zu trösten vermochte, so that es G. Im Gefühle als flöh er davon, erhascht er die frohe Stunde, hält sie fest und singt von ihr mit anakreontischem Wohlbehagen:

Daß man die frohen Stunden noch mitnehmen sollte.
(4. Aufl. S. 197.)

Das Haupt bekränzt, das Glas gefüllt!
So leb' ich, weil es Lebens gilt
Und pflege mich bei Ros' und Myrthen:
Fort Amor! wirf den Bogen hin,
Und komm mich eiligst zu bewirthen!
Wer weiß, wie lang' ich hier noch bin.

Komm, bring ein niedliches Coffee,
Komm, geuß der Sorgen Panacee,
Den güldnen Nectar in Crystallen!
Seht, wie die kleinen Perlen stehn!
Mir kann kein beßrer Schmuck gefallen,
Als die aus dieser Muschel gehn.

Mein Alter ist der Zeiten Raub,
In Kurzem bin ich Asch und Staub:
Was wird mich wol hernach ergötzen?
Es ist als flöhen wir davon.
Ein Weiser muß das Leben schätzen,
Drum folg' ich dir, Anacreon.

Werft Blumen, bringt Cachou und Wein,
Und schenkt das Glas gestrichen ein!
Und führt mich halb berauscht ins Bette!
Wer weiß, wer morgen lebt und trinkt?
Was fehlt mir mehr? wo bleibt Brunette?
Geht, holt sie, weil der Tag schon sinkt.

Dasselbe Gefühl von der Flüchtigkeit der Zeit und von dem vergänglichen Wesen hienieden bewegt ihn, auch andere zum Genuß des Lebens einzuladen. So singt er in dem bekannten, noch jetzt üblichen Studentenliede:

Studenten-Lied.

(Steht in der 4. Ausg. S. 923 925 unter den verschiedenen Jugendproben.)

Brüder, laßt uns lustig sein,
Weil der Frühling währet,
Und der Jugend Sonnenschein
Unser Laub verkläret;
Grab und Bahre warten nicht;
Wer die Rosen jetzo bricht,
Dem ist der Kranz bescheret.

Unsers Lebens schnelle Flucht
Leidet keinen Zügel
Und des Schicksals Eifersucht
Macht ihr stetig Flügel:
Zeit und Jahre fliehn davon,
Und vielleichte schnitzt man schon
An unsers Grabes Riegel.

Wo sind diese? sagt es mir,
Die vor wenig Jahren
Eben also gleich wie wir
Jung und fröhlich waren?
Ihre Leiber deckt der Sand,
Sie sind in ein ander Land
Aus dieser Welt gefahren.

Wer nach unsern Vätern forscht,
Mag den Kirchhof fragen;
Ihr Gebein, so längst vermorscht,
Wird ihm Antwort sagen.
Kann uns doch der Himmel bald,
Eh' die Morgenglocke schallt,
In unsre Gräber tragen.

Unterdessen seid vergnügt,
Laßt den Himmel walten!
Trinkt, bis euch das Bier besiegt,
Nach Manier der Alten!
Fort! mir wässert schon das Maul,
Und ihr andern seid nicht faul,
Die Mode zu erhalten.

Dieses Gläschen bring' ich dir,
Daß die Liebste lebe,
Und der Nachwelt bald von dir
Einen Abriß gebe!
Setzt ihr andern gleichfalls an,
Und wenn dieses ist gethan,
So lebt der edle Rebe.

Wie er aber bei diesen Ausbrüchen wilder Genußlust sich selbst vergaß, so vergaß er auch die Würde der Poesie; er schämte und scheute sich nicht zu dichten (S. 921), „Als er einen dichten Rausch hatte," und verfaßte (S. 922) eine „Aria, als er gleichfalls zu einer andern Zeit dicht berauschet war." Wer sich das erlauben konnte, erlaubt sich mehr: wirklich gehören diesem zügellosen wüsten Universitätsleben die gemeinsten und frechsten Gedichte an, die jemals aus Günthers Phantasie ausströmten. Doch ist nicht alle Schuld dem jungen muthwilligen und lechtsinnigen Dichter beizumessen; die damalige Zeit trägt diese Schuld mit. Es war das Wohlgefallen an groben und zweideutigen Scherzen damals so allgemein, daß G. selbst im Unwillen darüber ausruft (S. 1106):

„So wandelt die verkehrte Welt,
Der jetzt kein Carmen mehr gefällt,
Worin nicht grob' und geile Sachen
Dem Leser ein Gelächter machen. —"

Solche Gesinnung kann nur etwas Verführerisches haben für einen Dichter, der gefallen will und vom Gefallen leben muß, sie wird den wankenden sittlichen Sinn vollends untergraben und die bessere Ueberzeugung überall, wo sie noch heimisch ist, verjagen. Auch G. hatte die bessere Ueberzeugung. So meint er z. B. (S. 440):

„Das Ehbett ist ein Heiligthum und trägt wie ehmals
Salems Tempel
Den Vorhang der Verschwiegenheit."

Aber was hilft's? bricht er doch diese Verschwiegenheit auf die frechste Weise, daß sich alles sittliche Gefühl dabei empören muß (vgl. S. 665. ꝛc.) Und wohin führt nicht zuletzt eine allzeit feile, dienstfertige Gelegenheitsdichterei? Und besonders wenn dieselbe so sehr bedingt wird durch Herkommen und Mode in Denkart und Geschmack? Günther mit seinem herrlichen poetischen Talente ist ganz preisgegeben der Geschmacklosigkeit und Frivolität seiner Zeitgenossen; er findet bei ihnen nirgend einen Halt, nirgend eine Stütze, wodurch er sich vor dem Verderbnisse und Mißbrauche der Poesie schützen könnte. Uebrigens ist ihm der Verfall der Poesie nicht fremd; sein eignes Unglück läßt ihn mehr Antheil daran nehmen, als er selbst zugeben möchte; er weiß jedoch recht gut, von welchen Händen die Poesie gehandhabt, zu wessen Lob und Ehre sie überall verschwendet wird (S. 388):

Dies was am ärgsten schmerzt und Groll und Biß erregt,
Ist, daß der Helicon so manchen Gänsrich trägt,
Und Bauren, Magd und Knecht auch Lobgedichte kriegen,
Die jetzt in deutscher Luft mit so viel Haufen fliegen,
Als Flora Predigten, Neran Recepte stiehlt,
Als Amiantens Frau auf einen Satz verspielt,
Als Künste betteln gehn, als Knaster täglich rauchet,
Und Salvo durch ein Jahr geborgte Handschuh brauchet."

Aber das Poetenvolk ist ein zu armes, hungriges, gedrücktes Volk; kein Wunder also — (S. 389):

„Dies Volk vergiebt um Brot Unsterblichkeit und Ruhm,
Setzt Aff= und Hasenfleisch in Famens Heiligthum,
Macht Schneider grob und stolz, schilt Thürmer hoch=geboren,
Und schlägt, wie Padua, oft Esel zu Doc=Thoren."

Der Mißbrauch der Poesie erzeugt ihre Verachtung und diese trifft dann auch die Poeten:

„Der Mißbrauch wüthet scharf und macht uns so veracht,
Daß Jungfer, Zof und Troß mit steifen Fingern lacht,
Daß wilder Rittersporn den edlen Lorbeer hindert;
Und nirgend ein August der Musen Elend mindert."

Aehnliches schreibt er an seinen Vater (1722. S. 860):

„Was die Poesie betrifft, muß ich frei heraus bekennen,
Ich empfand schon als ein Kind ihren Trieb im Herzen brennen.
Da mich nun die blinde Neigung ihr schon damals zugeführt,
Schenk' ich ihr auch noch die Liebe, die anjetzt Vernunft regiert.
Will man sie nur obenhin nach gemeiner Art betrachten,
Hat man freilich den Parnaß vor ein Grillennest zu achten;
Hochzeitreime, Todtenflüche und ein buntes Quodlibet,
Nebst erfrornen Buhlerflammen heißen zwar galant und nett,
Doch ein solcher Reimenspruch, den die Namen erst verbrämen,
Den auch Klingsohr, Frauenlob und Hans Sachsens Kunst beschämen,
Schickt sich wol dahin am besten, wo man Schöps und Kofent schenkt,
Oder auf den Musentrödel, wo Theranders Leier hängt."

Mitten unter der Schaar solcher schlechten Poeten steht G.; ihnen gleich durch die gleiche Beschäftigung, die Gelegenheitsdichterei, sucht er sich durch seine Gesinnung und besseren Leistungen von ihnen gänzlich loszusagen (S. 394):

„— dieweil ich seh und weiß,
Ich sei viel ehr geschickt, die Dürftigkeit zu tragen,
Als durch den falschen Fuchs den Freunden nachzujagen.

Die Weisheit ist zwar nicht die Weisheit unsrer Welt;
Vordem galt deutsche Treu, jetzt gilt nur List und Geld,
Und künstlicher Betrug und vortheilhafte Tücke,
Wer neue Moden liebt, der machet so sein Glücke.
Ich bin zu grob dazu, und bleibe, wer ich bin,
Und lebe, wie ich kann, man nennt es Eigensinn ꝛc.
Das Amt der Poesie besteht nicht im Schmarotzen ꝛc.
Sie ist kein Mährchenkram, die Einfalt zu berücken,
Kein süßes Höllengift, die Wahrheit zu ersticken,
Sie schmückt die Weisheit aus und giebt der Tugend Zoll,
Zu welcher sie das Volk in Bildern führen soll;
Ihr Kiel entdeckt mit Recht der Laster Grund und Schande,
Und offenbart den Ruhm der Redlichen im Lande,
Ohn Abscheu vor Gefahr, ohn Absicht auf den Lohn,
Der Vorsatz treibt auch mich —"

Demungeachtet war G. durch das eigentliche Gedichte machen ganz verkommen. Wie wenig er die hohen Ansichten von der Würde der Poesie, die er hier aufstellt, befolgte, erhellt unter andern daraus, daß er mit denselben vier Strophen einmal ein Grablied (S. 610), ein ander Mal ein Geburtstagslied (S. 643) beginnen läßt.

G. ist aber um diese Zeit noch mehr als ein Gelegenheitsdichter, der nebenbei auch aus freien Stücken von Liebe und Wein und der Flüchtigkeit des menschlichen Lebens singt. Eben jene Zeit der Befriedigung sinnlicher Wünsche und Regungen ward die Zeit der Entwickelung seines poetischen Talentes. G. war ein Jüngling von einem feurigen und tiefem Gefühle, was in der Schule des Elends und dem Schlamme roher Leidenschaften doch nicht erlosch. In den reinsten Stunden seines Lebens, die durch den Kampf mit sich selbst und gegen das Elend hervorgerufen wurden, loderte dies Gefühl auf als eine Flamme des Lobes und der Liebe gegen Gott und ein Dankopfer für die beseligenden Verheißungen jenes Lebens.

Abendlied.

Mel. Herr, es ist von meinem Leben.
(4. Aufl. S. 75—77.)

Abermal ein Theil vom Jahre,
Abermal ein Tag vollbracht!
Abermal ein Brett zur Bahre
Und ein Schritt zur Gruft gemacht!
Also nähert sich die Zeit
Nach und nach der Ewigkeit;
Also müssen wir auf Erden
Zu dem Tode reifer werden.

Herr und Schöpfer aller Dinge,
Der du mir den Tag verliehn,
Höre, was ich thränend singe,
Laß mich würdig niederknie'n!
Nimm das Abendopfer hin,
Das ich heute schuldig bin!
Denn es sind nicht schlechte Sünden,
Welche mich dazu verbinden.

Treuer Vater, deine Güte
Heißet überschwenglich groß,
Drum erquicke mein Gemüthe
Sprich mich ledig, frei und los!
Gieb der Buße stets Gehör!
Denn dein Knecht verspricht nunmehr,
Dein Gesetze, deinen Willen
Nach Vermögen zu erfüllen.

Das Verdienst der vielen Wunden,
Die mein Heiland scharf gefühlt,
Hat in seinen Todesstunden
Deine Zornglut abgekühlt.
Schweig, wenn dieses Lösegeld
Meiner Schuld die Wage hält,
Und beschicke mich im Schlafe
Durch kein Aufbot deiner Strafe!

Laß mich an der Brust erwarmen,
Die am Kreuze nackend hing!
Wiege mich in dessen Armen,
Der den Schächer noch umfing!
Stelle mir der Engel Chor
Als die beste Schildwacht vor!
Satan möchte sonst ein Schrecken
In der Finsterniß erwecken.

(Die 4 folgenden Strophen ausgelassen.)

Am XVI. Sonntage nach Trinitatis.

(4. Ausgabe. S. 53–55.)

Evangelium Luc. VII, 7. ff.

Im Thor zu Nain traf der Herr
Mit seiner großen Menge,
Die ihm von weitem nachgefolgt,
Ein volkreich Leichgepränge,
Hier war ein lieb= und einzler Sohn
Der Mutter ausgetragen,
Der dieser Tod ihr Wittwenherz
Von neuem wundgeschlagen.

Der Herr ersah das arme Weib
Und brannte vor Erbarmen,
Und sagte freundlich: Weine nicht!
Der Glaube hilft den Armen.
Er trat hinzu, ergriff den Sarg,
Die Träger stunden stille;
Da sprach er: Jüngling, heb dich auf,
Dies ist des Höchsten Wille.

Der Todte stund und redete,
Und ward der Mutter wieder.
Ein Schauer aber heil'ger Furcht
Durchlief der Leute Glieder:
Sie priesen Gott, daß ein Prophet
In Jacobs Segenslanden,
Die Gott so gnädig heimgesucht,
Von neuem auferstanden.

Des Jünglings Leichnam lehret uns
Auf seiner Todtenbahre,
Wie schnell der Jugend Frühlingslust
Nach Art der Ros' entfahre,
Die unter Morgenroth und Thau
Gemüth und Blick vergnüget,
Und durch den heißen Mittagswind
Verwelkt vom Stocke flieget. *)

*) Strophe 4. 6. 7. sind weggelassen.

Zuruf eines seligen Kindes aus der Ewigkeit an seine hochbetrübte Eltern.

(4. Ausg. S. 231.)

Crönt, werthen Eltern, meine Leiche
Mit Myrthen, Rosen und Jesmin,
Und laßt die schönsten Blumensträuche
Auf meiner frühen Bahre blüh'n,
Nachdem der Engel Siegeswagen
Mich in's gelobte Land getragen.

An mir ersaht ihr mit Erbarmen
Den schwersten Kampf der letzten Noth;
Es rungen die geschwächten Armen
Mit Jammer, Unruh, Angst und Tod,
Und durch die abgezehrten Glieder
Lief Schmerz und Elend hin und wieder.

Rieß damals euer Herz in Stücken
Und wollt euch aller Trost entfliehn,
Da meiner Finger scharfes Zücken
Der Eitelkeit zu winken schien, —
So gebt euch jetzo nur zufrieden,
Das Elend ist mit mir verschieden.

Laßt Perlen statt der Thränen fallen,
Die Unschuld braucht sie in mein Kleid.
Ach! hörtet ihr die Lieder schallen,
Woran sich jetzt mein Herz erfreut,
Ihr würdet euch des Klagens schämen
Und um mein Glücke wohl nicht grämen.

Was hätt ich euch für Müh und Kummer
Vielleicht auf Erden noch gemacht,
Wofern mich nicht der letzte Schlummer
So zeitig in die Ruh gebracht!
Wie mancher Sorgen und Beschwerden
Entladet euch mein Grab auf Erden!

Jetzt bin ich der Gefahr-entflogen,
Womit die List der bösen Welt,
So wie des wilden Meeres Wogen
Die Jugend oft in Abgrund schnellt;
Jetzt kann mich weiter nichts verführen,
Ihr aber mich nicht mehr verlieren.

Liegt irgendwo in eurer Kammer
Ein Spielwerk oder Kleid von mir,
So denkt dabei an meinen Jammer,
Mit diesem Troste: Fort von hier!
Von hier, wo Herrlichkeit und Leben
Mein nicht mehr schwaches Haupt umgeben.

Hier wird die eingefallne Scheitel
Mit Glanz und Klarheit angefüllt,
Bei euch ist aller Reichthum eitel,
Da hier mein Wechsel ewig gilt,
Mein Wechsel, der nach wenig Tagen
Den besten Wucher eingetragen.

Es rührt mich weder Qual noch Schrecken
In Gottes weiser Allmachtshand;
Was wir hier hören, sehn und schmecken
Ist euren Sinnen unbekannt —
Ach! gönnt doch eurem lieben Sohne
Die Freiheit vor des Lammes Throne!

Leg' also dem entseelten Leibe
Das Kleid der grünen Hoffnung an,
Denn weil ich euch zum Zeitvertreibe
Auf Erden nicht mehr dienen kann,
So werd ich hier bei Salems Schätzen
Euch einmal desto mehr ergetzen.

Mit diesem Danke nehmt für Willen,
Und seht mir in den Himmel nach,
So wird sich alle Wehmuth stillen,
Womit ich euch das Herze brach.
Lebt wohl, und wünscht ihr mehr zu hören,
So kommt fein bald zu unsern Chören.

Wie ein ausgebildeter Dichter, dem weiter nichts fehlt als Glück, trat G. im Sommer 1717 in Leipzigs Mauern ein. Der Ruf von seinen poetischen Leistungen verschaffte ihm bald viele Freunde und Gönner und erwarb ihm die Freundschaft eines Mannes, dem Günthers Bestes zu befördern recht am Herzen lag: es war der damals weltberühmte Leipziger Professor, Königlicher Rath und Historiograph Johann Burchard Mencken. Die Theilnahme eines solchen bedeutenden Mannes konnte nicht ohne günstige Wirkung bleiben. G. sucht durch

Fleiß und sittliches Betragen den Erwartungen und wohlmeinenden Rathschlägen seines hohen Gönners zu entsprechen. Bald aber verliert sich bei längerem vertrauten Verkehre seine große Ehrfurcht; er verläßt den guten Weg zu gründlichen praktischen Kenntnissen — er hatte sich nämlich abermals seit einiger Zeit mit Medicin beschäftigt, — und führt, nur mit mehr Mäßigung, sein altes Wittenberger Studentenleben wieder fort. In dem Maße wie sein Unwille gegen die Medicin wuchs, steigert sich seine Liebe zur Poesie. Da er nun gar noch die beifälligen Beurtheilungen Mencken's hört, so findet er darin neue Aufforderung, weiter zu dichten, und eine gewisse Rechtfertigung vor sich selbst, wenn er das Studium der Medicin vernachlässigt, was ihm bisher weder Freude machte noch den Haß seines Vaters zu beschwichtigen im Stande war. Das Jahr 1718 kommt heran, G. ist auch jetzt wie vorher gezwungen, auf Broderwerb zu sinnen; seine Retterin in der Noth muß auch jetzt wieder die Poesie sein. Er dichtet in seinem und anderer Namen, wie man es wünscht, und für jeden, der sich durch Geld oder sonstige Unterstützung den Namen eines Gönners zu erwerben weiß. Solcher Gönner hatte er schon lange bedurft; jede Unterstützung seines unerbittlichen Vaters blieb seit Jahr und Tag aus und jetzt im Frühlinge dieses Jahrs verschwindet nun vollends die letzte Hoffnung darauf. Bei einer Feuersbrunst zu Striegau geht auch das Haus des alten Günther's und somit sein ganzes Vermögen in Rauch (S. 868):

„Unterdessen schien der Schickung dies dein Armuth noch zu reich;
Den durch ein und dreißig Jahr schlecht genug erworbnen Segen
Mußte kaum ein halber Tag plötzlich in die Asche legen."

Fern von seiner Heimath, verbannt aus dem Herzen seines Vaters, seinen Verwandten und Freunden entfremdet, fühlt er sich recht verlassen; und dennoch scheint ihn mehr das Unglück der Seinigen, als sein eignes zu bewegen, wenn er so dasitzt ohne Tröstung, ohne Hoffnung und den letzten Schlag des Schicksals voll Ruhe und Geduld erwartet (S. 570):

„O daß mein Seufzen nicht die Flamme dämpfen mag!
Haß, Unruh, Aergerniß, Gefahr, Verlust und Wachen,
Verstellter Freunde Spott und Anverwandten List
Vermochten sonst mein Haupt so mürbe nicht zu machen,
Als jetzo, da die Glut ihr letzter Beistand ist.
Ein wahrer Schmerz verstummt, und sagt nicht, was man fühlet;
Ich schweig' und denke nur: der Donner fahre zu!
Er trifft ein weiches Herz, auf dem sein Grimm verspielet,
Und stört mir nun nicht mehr die stille Seelenruh.
Dies Kleinod hoff' ich mir durch Weisheit anzuschaffen;
Ein Spötter kitzle sich, ich gönn' ihm seinen Wurm,
Und nehme die Geduld, den Harnisch aller Waffen:
Wer so am Ufer sitzt, belacht den fernen Sturm."

G. konnte auch ruhiger sein; sein poetisches Talent eröffnete ihm um diese Zeit neue glänzende Aussichten. Er hatte lange schon gefühlt, daß die gewöhnliche Stadt- und Familienpoesie nur augenblicklichen Beifall erwarb und ihr karger Gnadensold nur auf wenige Tage oder Wochen ausreichte. Er unternahm daher, besonders auf Mencken's Ermunterung, nun einmal einen Gegenstand von allgemeinem Interesse poetisch zu bearbeiten und wählte dazu den in diesem Jahre zwischen Oesterreich und der hohen Pforte abgeschlossenen Passarowitzer Frieden. Diese Aufgabe löste G. nach dem Urtheile damaliger Kritiker ganz vollkommen und das Gedicht galt lange Zeit für eins der allervollendetsten, die je in deutscher Sprache ans Licht traten. Besonders bezeigte Mencken dem Verfasser ein sonderbares Vergnügen darüber, weil das Gedicht so überaus nette

gemacht sei; durch seine Vermittelung fand G. Gelegenheit, es beim Wiener Hofe anzubringen. Leider aber kam von dorther nur Lob und sonst nichts für den armen G. heim und doch hatten Eugen und Karl bisher von keinem deutschen Dichter eine so schöne poetische Verherrlichung erfahren. Das Gedicht hebt an (S. 123):

„Eugen ist fort. Ihr Musen, nach!
Er steht, beschleußt, und ficht schon wieder,
Und wo er jährlich Palmen brach,
Erweitert er so Gränz' als Glieder.
Sein Schwert, das Schlag und Sieg vermählt,
Und wenn es irrt, aus Großmuth fehlt,
Gebiert dem Feind ein neues Schrecken,
Und stärkt der Völker Herz und Macht
Die unter Adlern, Blitz und Nacht
Die Flügel nach dem Monden strecken."

Dieser Anfang hat etwas Ueberraschendes, Hinreißendes; die zweite Strophe unterbricht die Bewunderung, die wir eben dem Dichter zollten; sie enthält Ausdrücke, die nur nach der damaligen Dichtersprache für schön galten:

„Die Wahlstatt ist noch naß und lau
Und stinkt nach Türken, Schand' und Leichen.
Wer sieht nicht die verstopfte Sau (Fluß)
Von Aeßern faul und mühsam schleichen?"

Die dritte Strophe schließt sich wieder würdig an die erste an:

„Es schnaubt des Ueberwinders Roß,
Es schäumt und riecht den Streit von fernen.
Das Glücke mengt sich in den Troß,
Um von Eugen Bestand zu lernen.
Die Luft ertönt, das Ufer bebt,
Der Reuter brennt, das Fußvolk strebt
Den wilden Haufen anzurennen;
Und wer nicht schärfer sinnt als sieht,
Der dürfte, wenn die Mannschaft zieht,
Ihr Heer ein fliegend Herze nennen."

Es läßt sich voraussehen, daß ein solches lyrisches Feuer auch bei dem größten Dichter auf 50 zehn-

zeilige Strophen nicht vorhält. Auch G. ermattet bald, er wird kalt und langweilig; selbst die gelungenen Stellen können dafür keinen rechten Ersatz gewähren. Uebrigens kommen mehrere einzelne Züge vor, die recht aus dem Leben gegriffen und mit sprechender Wahrheit geschildert sind, z. B. (S. 129):

„Dort spitzt ein voller Tisch das Ohr,
Und horcht, wie Nachbars Hans erzähle;
Hans ißt und schneidet doppelt vor,
Und schmiert sich dann und wann die Kehle.
Da, spricht er, Schwäger, seht nur her!
Als wenn nun dies die Donau wär,
(Hier macht er einen Strich von Biere,)
Da streiften wir, da stund der Feind,
Da ging es schärfer als man meint,
Gott straf! ihr glaubt mir ohne Schwüre."

Dieser Preisgesang (S. 123—137) begründete Günthers Ruhm, Günther steht von jetzt an in Reih und Glied mit den ersten Dichtern jener Zeit. Durch fleißiges Studium des Schönen, ja schon durch eine gewisse Entwöhnung von Vielem, was für schön galt, hätte er leicht mehr werden können, als seine übrigen dichtenden Zeitgenossen. Einzelne Bemerkungen mögen aber hier abermals zeigen, daß er seinen Zunftbrüdern in vielen Dingen gleichstand, so sehr er sie auch in Manchem übertraf, daß er ihnen durch Wahl des Stoffs, im Gebrauch der Bilder und Gleichnisse der poetischen Sprache und in Anwendung der Versarten mehr angehört, als sein höheres Talent hätte zugeben müssen.

G. dichtete geistliche und weltliche Lieder, Satiren, Episteln, einige Epigramme und Cantaten und ein Schauspiel. Die Satiren und Episteln sind meist alle so weitschweifig und wegen der vielen eingewebten persönlichen Anzüglichkeiten von so geringem Interesse, daß die wenigen gelungenen Schilderungen und kräftigen Sitten- u. Tugendlehren für ihre Lesung nicht entschädigen können. Dagegen zeichnen sich die eigent-

lich lyrischen Stücke vor allem übrigen aus, besonders die weltlichen Lieder und Oden. Die Mannigfaltigkeit des Stoffes ist nicht groß: Liebe, Wein, Vergänglichkeit der Zeit, Tabak und eigenes Unglück sind der gefeierte Inhalt der meisten Lieder. Die Liebe besonders ist innig verbunden mit seiner Poesie; ohne Liebe, meint er, giebts keine Poesie (Nachl. S. 235):

„Mein Gönner, tadle nicht die Schwachheit zarter Brände,
Wer Lieb' und Brunst nicht kennt, der kann kein Dichter sein."

Darum kommt es auch der Poesie zunächst zu, diese ihre angenehme Abhängigkeit von der Liebe, zu feiern (S. 175):

„Schönen Kindern Lieder singen
Ist das Amt der Poesie,
Und vor sie die Laute zwingen
Nichts als angenehme Müh,
Denn der Strahl von ihren Kerzen
Zündet Glut und Geister an,
Daß man bei galanten Scherzen
Desto netter spielen kann."

G. hat bis an seinen Tod in den mannigfaltigsten Weisen von der Liebe gesungen, eben weil er bis an seinen Tod von seiner Liebe singen konnte. Jeder andere Gegenstand beschäftigte ihn nur gelegentlich und kurze Zeit. Nur als Student unter unersättlichen Tabaksbrüdern konnte er sich wünschen:

„Epheu krönt Poeten,
Doch um meine Flöten
Soll Tabakskraut blüh'n."

und dem edlen Kraute ein 22strophiges Lied widmen, was mit dem possierlichen Fluche schließt (S. 917):

„Junge, schneide Knaster!
Dieses Lebenspflaster
Ist ein Polychrest.
Dem, der uns nicht rauchen läßt,
Soll anstatt der Nerv und Flechsen
Ein Tabacksstrunk wachsen!"

So rein und edel Günther's Sprache in seinen spätern Gedichten meistens ist, so kann er sie doch

vor den Einflüssen der Zeit nicht schützen. Wie die Perücken und Reifröcke mit allen ihren Anhängseln im geselligen Leben sich jedem aufdrängen, so auch alles, was damals unter Galant und Nett verstanden ward. Zu Anfange des 18ten Jahrh. bildete sich in Deutschland eine Dichtersprache, die eben etwas so gemachtes und geziertes war, wie alles was Sitte, Mode und Geschmack heißen konnte. Auch G. hat diese Dichtersprache großen Theils angenommen, er gebraucht als nette Ausdrücke: Kiel f. Feder, Faust f. Hand, bekleiben f. bleiben, schmeißen f. werfen, und bedient sich vieler galanter Beiwörter, z. B. ungemeine Braut, ungemeiner Geist, kluges Kind, angenehmes Kind, werthes Licht, gelehrte Sehnsucht, theure Faust, müder Kiel, kluger Kuß, güldne Andacht, grün Gedächtniß, abgereifter Witz, vergnügte Sclaverei; (S. 378):

„Ich stimme Flöt' und Darm, ich ändre Text und Weisen,
Und schelt' auf meinen Kiel, anstatt dein Lob zu preisen;
Die Leier klingt verstockt."

Auch einige Spielereien jener Zeit sind ihm geläufig, z. B. die Akrostichen. Einmal kommt sogar vor (S. 613) ordentlich gedruckt, als ob es zitterte:

„Es zittern Faust und Kiel, dies weist sich aus der Zeile."

An verfehlten Gleichnissen ist auch kein Mangel, z. B. (S. 620):

„Ach, welchen Wolkenbruch wird nicht dein Auge schütten,
Wenn es den süßen Rest des leeren Kleides sieht?"

oder (S. 872):

„War die Arbeit der Geburt nicht dem schweren Ziegelstreichen
Des bedrängten Israels in Egypten zu vergleichen?"

In Uebertreibungen der Art schweift er nicht selten aus. Sein berühmtes Gedicht auf den Frieden v.

J. 1718 schließt er mit der allerunterthänigsten Bereitwilligkeit zu Karls VI. Lobe:

„Ich, Herr! dein tiefster Unterthan
Will, bleib' ich auch im Staube sitzen,
Noch mehr auf deiner Ehrenbahn
Als vor dem Elendsofen schwitzen.
Verstoß mich an den kalten Bär,
Ich geh' und gern, und find' ein Meer,
Dein Lob in ewig Eis zu schreiben;
Denn weil mir Augen offenstehn,
Soll Karl und Tugend und Eugen
Die Vorschrift meiner Musen bleiben."

In seiner Versification liebt G. einfache Versarten und ist darin glücklich; er findet gewöhnlich das Passende für seinen Gegenstand. Seine Reime sind meist rein; Reime wie größer: Gewässer und Mund: gewohnt (S. 126) scheinen bei seiner sonstigen Gewandtheit unbegreiflich, sind aber wirklich vorhanden. Leider hat auch er die Alexandriner lieber als man von seinem feurigen raschen Sinne erwarten sollte. In einigen Gedichten hat er jedoch ihren langsamen Gang durch Einführung männlicher Cäsuren zu beleben gewußt.

Mit Gelehrsamkeit in seinen Gedichten zu prunken, besaß er mehr Kenntnisse als viele seines Gleichen, er verschmäht es aber in der Regel. Wenn er sich jedoch dazu verleiten läßt, so hält er sich lieber an rein biblische als mythologische Beziehungen. Offenbar ward hierin seine Wahl und sein Geschmack bestimmt durch Benjamin Schmolcke, einen Mann, den er von Jugend auf sehr liebte und verehrte. Viele Gleichnisse und Wendungen in den Güntherschen Gedichten ernsteren Inhalts erinnern ganz an diesen berühmten schlesischen Gottesgelehrten und Liederdichter, z. B. (S. 873):

„Mesech giebt kein Bürgerrecht und in Kedar wohnt nur Tücke,
Gosens Fleischtopf sättigt nicht, drum gedenke nie zurücke;
Wer nach Escols Trauben lechzet, der muß Sodoms Frucht verschmähn,
Und der Sand des rothen Meeres läßt uns wenig Perlen sehn.

Jetzt bringt dir ein Quintchen Last einen Lohn von hundert Pfunden,
Da der Tod dein Josua dich durch des Erlösers Wunden
Jenseit des erreichten Jordans in das Land der Freiheit führt,
Gegen dem auch Ophirs Insul den beschrienen Werth verliert."

Auch ohne alle Gelehrsamkeit hätte G. den Anfoderungen der damaligen Kunstrichter genügen können. Seine Phantasie war lebendig und schöpferisch, und selbst dann noch gesund, als schon schwere Krankheiten seinen Körper heimsuchten. Ueberdem verband er mit der großen Fertigkeit zu versificieren in seinen spätern Jahren ein mühsames Studium, vollendete Gedichte hervorzubringen. Er war aber und blieb zeitlebens in den Regeln der damaligen Kunstrichter befangen, und selbst seine besten Leistungen sind nicht ohne einen Beischmack, den ihnen die damalige schulgerechte Geschmacklosigkeit eingehaucht hat. Wie gewaltsam die poetischen Anfoderungen jener Zeit auf jeden Dichter wirkten, lehrt auch G.; er glaubt bei allem seinem ängstlichen mühevollen Streben nach Vollendung doch noch nicht den Schöngeistern zu genügen (S. 386):

„Was kostet's nicht vor Schweiß, vor Unruh, vor Geduld,
Bevor uns die Natur den Einfluß ihrer Huld
In Geist und Feder senkt? Was hat man nicht zu lecken,
Wenn unsre Clarien nur Mißgeburten hecken?
Man lauret, sitzt und sinnt, verändert, schreibt, durchstreicht,
Schmeißt Silb' und Reim herum, versetzt, verwirft, vergleicht,
Eh Wörter und Begriff so wahr als zierlich passen,
Und in des Lesers Ohr ein gründlich Etwas lassen;
Doch wenn es unser Fleiß auch noch so schön gemeint
Und nachmals vor der Welt mit Sorg' und Furcht erscheint,
So wird er oft so kahl und obenhin gelesen,
Als wär' es ein Gebet vom Habermann gewesen.
Kein Blick erreicht den Geist, der in Gedanken lebt,
Kein Mund entdeckt die Kraft, womit das Beiwort strebt,
Und niemand kennt noch schätzt die Ordnung im Verbinden,
Da hundert gegentheils noch tausend Splitter finden.
Was hört' ich manchmal nicht vor Thorheit oder Neid,
Wenn ungefähr mein Kiel ein Tagewerk verstreut?
Da kriegt das Maul zu thun, da schwatzt ein Tisch voll Richter,
Da schiert und foltert man den unbekannten Dichter ꝛc."

Günther's poetisches Talent scheint jedoch viel bedeutender gewesen zu sein, als es sich in den vorhandenen Erzeugnissen giebt. Wir lernen es nur in einer merklichen Beschränkung kennen, woran es sich aus freier Wahl und Zwang gewöhnte; es bewegt sich nur in einem kleinen Kreise von Gefühlen und Dichtungsarten. Was übrigens das Fehlende, also das Unentwickelte oder absichtlich Vermiedene an diesem Talente ist, läßt sich schwer bestimmen. Für das Komische z. B. scheint G. weder Neigung noch Beruf gefühlt zu haben. Er hat auch wirklich nur einmal etwas Komisches angebracht: in dem Schauspiele, Die von Theodosio bereuete Eifersucht, ist Polylogus ein komischer Charakter, der aber doch nur in einen Lustigmacher von ganz gewöhnlichem Schlage ausartet. Das Witzigste was er sagt, kann zugleich für das Witzigste gelten was jemals unser Dichter geäußert hat (S. 1035):

„Ja, ja, das wäre mir eins, welches der Henker hieße. Was bildet sich der Junker wol ein? Er denket gewiß, Polylogus sei ein Narr. Ja, wenn er henken wollte. Nein, um den Hals bin ich zu kitzlicht, und wie leichtlich könnte ich sterben, wenn ich zu sehr lachte und dann gäbe mir jene Jungfer für mein Leben keinen Dreier. Polylogus henken? Nein, das Bier ist ein besser Element für mich als die Luft. Je! risse ich mir doch am Halse doppelt ab, was ich mir an Schuhen ersparte! Nein! hoffärtig bin ich nicht, daß ich solche Erhöhungen begehren sollte rc."

Alle diese Fehler und Gebrechen, die sich uns bei manchen andern Dichtern immer wieder als lästige Zugabe aufdringen würden, erscheinen bei G. gemildert durch die heiße und treue Liebe, welche er im Glück und Unglück gegen die Poesie hegte. Schon

im J. 1714, also noch in Schweidnitz, schrieb er einem guten Freunde (S. 1098):

„O höchst beglückter Tag! der meine Dichterflöten
Das erste Mal gehört — der Hunger mag mich tödten,
Das Schwert erwürge mich, dem Feuer mag der Leib
Anstatt der Nahrung sein, wenn nur mein Zeitvertreib
Das edle Harfenspiel, die Seele meines Lebens,
Nicht in dem Tode stirbt, so hab' ich nicht vergebens,
So hab' ich nicht umsonst mich um den Kranz erhitzt,
So manch Papier befleckt, so manch Papier beschmitzt,
So manchen Kiel verstampft —"

Auch in den Jahren der Noth und des Elends vernehmen wir dieselbe Stimme (Nachl. S. 234):

„Ich bleibe was ich bin, und bleib' ich auch verlassen,
So schmeck' ich den Genuß gelehrter Einsamkeit,
Die, wenn mich Glück und Freund und Geld und alles hassen,
Mir auch bei Salz und Brot viel Selbstvergnügung weiht.
Wenn andern Pferd und Tanz die starken Wechsel mindert,
Wurf, Totos und Bricoll den halben Schlaf entführt,
Ein schöner Tag auf's Dorf den Sommerfleiß verhindert,
Und Gondel und Musik Gefahr und Neid gebiert:
So sitz' ich bald daheim, bald aber in dem Grünen,
Und Phöbus und mein Kreuz, sonst niemand neben mir,
Da muß mir oft die Noth zum Seelenfrieden dienen,
Denn, wenn die Muse schilt, weicht aller Schmerz von hier."

Und kurz vorher (Nachl. S. 232):

„Ich hab' es stets gehört und leider selbst erfahren,
Wie wenig unsre Zeit den armen Künsten giebt.
Kein Joseph findet sich in ihren Theurungsjahren,
Kein Ludwig, dessen Ruhm ihr kluges Spielen liebt.
Nichts desto weniger entzückt mich noch ihr Scherzen,
Und selbst mein Ungemach bringt manchen Einfall bei,
Verschwör' ich sie gleich oft, so geht es nicht von Herzen,
Denn weil der Mund noch flucht, so schreibt die Hand auf's neu."

Eine Kunst, die so früh, so lange und so leidenschaftlich geliebt und geübt wird, wie Günther beides that, muß nothwendig endlich die Hauptrichtung aller geistigen Thätigkeit werden. Sie ward es auch bei Günther. Die Medicin dient ihm nur, um seinen Aerger und Spott daran auszulassen.

Bei einer Doctorpromotion 13. October 1718 äußert er sich unter anderm über sie (S. 382):

„— Ist irgend eine Kunst,
In welcher Thorheit, Zank, Verwirrung, Haß und Dunst,
Und Wahn und Vorwitz herrscht, so ist es in den Schulen,
Wo Bader und Barbier mit Meditrinen buhlen ꝛc." und
weiter (S. 383):
„— Man dörrt so Kraut als Stiel,
Man schindet Baum und Thier, man prägelt, brennt und
röstet
Fett, Erz und Mumien; man zweifelt, wagt und tröstet,
Bis daß die Seel' entfährt ꝛc."

Dennoch trug seine beinah ausschließliche Beschäftigung mit der Poesie vom Herbst 1718 bis in den Sommer 1719 keine Früchte, die der berühmten Friedensode gleich gekommen wären; nichts als Gelegenheitsgedichte und darunter nur eins, was blos wegen seines hohen Gönners, den es verherrlicht, genannt zu werden verdient. Am 27sten April 1719 war J. B. Mencken zum vierten Male Rector magnificus geworden. G. benutzt das Ereigniß den berühmten Mann aus Dankbarkeit in den Himmel zu erheben; besonders hat er es auf Menckens Poesie abgesehen (S. 738):

„Du bist auch eher nicht ein Werk vor meinen Kiel,
Als bis mich etwan selbst dein nettes Saitenspiel,
Worein man sich verliebt, die reinen Töne lehre,
Und bis mein Fleiß die Kunst von deinem Stimmen höre,
Dem zu Gefallen oft der Zephyr leiser geht,
Die Blätter ruhig sein, die frohe Pleiße steht,
Und Ufer, Gärt' und Thal den Dank zurücke schicken."

G. hatte mehr als eine Ursache, sich dankbar gegen Mencken zu erweisen. Dieser einflußreiche Mann war vielfach bemüht gewesen, dem Dichter ein besseres Loos zu bereiten. Wie väterlich er's meinte, lehrt die dringende Empfehlung des armen Dichters beim sächsischen Hofe. Friedrich August, der bekannte genußsüchtige und prachtliebende König, hatte einen Menschen begehrt, der bei allen festlichen Gelegenheiten und Lustbarkeiten des

Hofes was Poetisches aufsetzen könnte, d. h. einen Hofnarren, lustigen Rath oder, wie man es damals Anstands halber nannte, Ceremonienrath. G. ging in Folge dieser Empfehlung im Sommer 1719 nach Dresden. Anfangs entsprach er den Erwartungen des Hofes, er zeigte sich fein und galant und vollführte mit Geschick was ihm als Aufgabe gestellt war. Bald aber verfiel er wieder in seine alte Lebensweise, die zum Hofleben schlecht paßte; er beleidigte dadurch und durch seine satirischen Einfälle die Schaar der Höflinge. Diese, in der Angst, sie möchten noch mehr von G. leiden und gar durch ihn aus der Gunst ihres Herrn verdrängt werden, sannen auf Mittel und Wege, Günthern in Ungnade zu bringen. Das gelang denn auch sehr leicht. Eines Tages soll G. beim Könige seine Aufwartung machen. Auf dem Wege dahin nöthigt man ihn, einen Ehrentrunk zu thun. Er giebt mäßigen Bescheid, wird aber vom Trunke gänzlich berauscht. Man wollte damals wissen, es sei etwas Betäubendes unter den Wein gemischt worden. Sprachlos tritt G. vor den König, sprachlos steht er vor ihm, sprachlos entfernt er sich wieder und alles nicht aus blöder Demuth, wie er nachher es nannte, sondern trunkener Weise. Der böse Anschlag seiner Feinde ist gelungen, die Gnade des Königs für immer verscherzt. Wie er nun aus seinem Rausche erwacht, sieht er sein Glück zertrümmert, aber geblieben ist ihm genug, ihm blieb seine Liebe, seine Poesie und das Gefühl seines eigenen Werthes. In freudigem Bewußtsein dieser Güter singt er am 10. August:

O d e.

Dresden den 10. August 1719.

(4. Ausg. S. 181 182.)

Euch, Musen, dankt mein treu Gemüthe,
Wofern ich etwas galt und bin;
Den Lorbeer eurer reichen Güte
Grünt jetzt schon auf die Nachwelt hin.

Ihr habt mich von Geburt umfangen,
Gesäugt, geführt, geschützt, ernährt
Und, wenn mir Freund und Trost entgangen,
Dem Herzen allen Gram verwehrt.

Nun mögen andre meines Gleichen
Aus Ehrgeiz mit nach Ungarn gehn
Und bei des Adlers Siegeszeichen
Geschlecht und Stand und Glück erhöhn:
Ich schmeichle keiner großen Zofe,
Ich bete keinen Götzen an,
Der irgend Leute von dem Hofe
Nach Willkühr ziehn und werfen kann.

Ein Lager an den grünen Flüssen
Ergetzt mich in gelehrter Ruh;
Hier kann ich alle Noth versüssen,
Hier richtet niemand was ich thu;
Hier spiel ich zwischen Luft und Bäumen,
So oft die Sonne kommt und weicht,
Und ehre die in meinen Reimen,
Der nichts an Treu und Schönheit gleicht.

Sprecht mehr ihr hochmuthsvollen Spötter,
Ich halte nichts von Lob und Ruhm,
Mein Name dringt durch Sturm und Wetter
Der Ewigkeit ins Heiligthum.
Ihr mögt mich rühmen oder tadeln,
Es gilt mir beides einerlei:
Wen wahre Lieb und Weisheit adeln,
Der ist allein von Sterben frei.

Die Liebe war ihm abermals eine neue Quelle des Trostes und belebender Hoffnung geworden; er durfte seine Leonore wieder lieben, schon seit längerer Zeit war sie Wittwe. G. hatte nie das alte Liebesverhältniß mit ihr vergessen können, er hatte in seinem Herzen die alte Liebe bewahrt, genährt und endlich zu einer stillen hohen Verehrung erhoben. Darum hatte denn auch ein herzlicher theilnehmender Verkehr zwischen ihm und Leonore schon früher wieder statt gefunden. Als ihr Söhnchen Karl starb, sendete ihr G. ein Trostschreiben, was eins der schönsten Zeugen von G's. gutem, treuem

Herzen ist. Er muß ihr wieder leise sagen, was er so oft früher laut verkündete (S. 824):

„Ist auf der Welt ein Weib, an dem mir unter allen
Witz, Tugend und Person im Herzen wohlgefallen,
So ist es, laß mir hier ein frei Bekenntniß zu,
Ein Bild von seltner Art, und welches sonst, als du?"

Er fordert sie auf zu einem Freundschaftsbündnisse (S. 825):

„Wir wollen unter uns ein Seelenbündniß machen,
Dein Leiden sei mein Leid, dein Scherzen sei mein Lachen."

Der Ursprung und die Aeußerung solcher Freundschaft ist wechselseitig. Wer sein Herz fragt, dem giebt es zur Antwort:

„Daß manch verborgner Trieb, man weiß oft selbst nicht wie,
Zwo Seelen unverhofft geheim zusammenziehe.
Dies ist der stummen Bund, den niemand wehrt und hindert,
Und dessen starke Glut Gesetz und Macht nicht mindert,
Dies ist der schönste Zug, der schon im Blute steckt,
Und der sich alsobald durch Aug' und Mund entdeckt."

Weggestoßen aus der Bahn zu einem zweifelhaften Glücke, freut er sich eines sicherern, die Liebe rüstet ihn selbst mit Tapferkeit und Hoffnung, und mit diesen Waffen soll er ihren Himmel gewinnen (S. 298):

„Die Liebe schenkt aus güldnen Schalen
Mir einen Wein zur Tapferkeit,
Sie spricht mir guten Sold zu zahlen,
Und schickt mich in den Unglücksstreit.
Hier will ich kriegen,
Hier will ich siegen;
Ein grünes Feld
Dient meinem Schilde
Zum Wappenbilde,
Bei dem ein Palmenbaum zwei Anker hält."

Schon fühlt er die alte Liebe wieder (S. 300):

„Ja, ja, ich fühle schon die Rückkunft erster Triebe,
Mein Blut erinnert sich der damals reinen Treu,
Es wallt und jauchzt vor Lust und wählt die alte Liebe.
Damit sie dermaleinst des Ehstands Himmel sei."

Ueberall begleitet ihn das Gedächtniß seiner Leonore:

„Und wo ich reise, wohn' und bin,
Da folgt mir dein Gedächtniß hin."

Sie lebt jetzt in Vorau bei Schweidnitz. Sobald der Dichter ihren Aufenthalt weiß, sendet er ihr ein Lied mit tausend heißen Küssen (S. 269):

„Die Gegend, wo ich jetzund dichte,
Ist einsam, schatticht, kühl und grün,
Hier hör' ich bei der schlanken Fichte
Den sanften Wind nach Leipzig ziehn,
Und geb' ihm allzeit brünstiglich
Viel tausend heisse Küß' an dich."

In diesem Liede vom 22. August 1719 spricht G. noch einige Hoffnung aus, sein am Hofe verlornes Glück am Hofe wieder zu finden:

„Das Glücke spielt mir tausend Possen
Und lockt mich auf des Hofes Eis,
Ich folg' ihm klug und unverdrossen,
So gut ich seine Tücke weiß;
Die Vorsicht leite, wie sie will,
Ich halt' in allen Wettern still."

Wirklich hatte er jetzt einen Schritt gethan, die Gnade des Königs wieder zu erwerben. In einer „allerunterthänigsten Lobschrift auf Ihro Königlichen Majestät in Polen ꝛc. ꝛc. Friedrich Augusti unvergleichliche Thaten (S. 709—719) —" sucht der gefallene Poet in pomphaften Alexandrinern zehn gedruckte Seiten hindurch dem hohen Helden ein Erbarmen für sich einzuflößen. So sehr er lobt, so kläglich er thut, z. B. (S. 717):

„Ach! warum klagt allein die arme Poesie?
Sie kömmt, sie fällt und faßt dein väterliches Knie,
Und weint dich freundlich an, und sucht in deinen Armen,
Und sucht und hofft es auch, ein königlich Erbarmen;
Sie irrt verwaist herum, kommt nirgends an und ein,
Und muß in deutscher Luft des Glückes Schauspiel sein:
Man drückt sie in der Stadt, man spottet ihr bei Hofe
Und nennt sie nur aus Scherz die abgedankte Zofe."

— das Herz des Königs blieb ungerührt und G. schickte sich an, Dresden zu verlassen. Dies geschah den 2. September 1719. Auf dem Wege in sein geliebtes Vaterland bringt ihm die Liebe alle Erinnerungen einer schönen Vergangenheit (S. 183):

„Dort saß ich noch im Rosengarten,
Dort wünscht' ich nichts als Ewigkeit,
Der süßen Arbeit abzuwarten,
Mit der mich Lehnchens Gunst erfreut.
Dort spielt' ich mit dem lieben Kinde
Früh, Mittags, Abends, durch die Nacht,
Und hielt den Augenblick vor Sünde,
Den ich und sie getrennt vollbracht.

Kein Platz war unserm Lager enge,
Kein Winkel unsrer Lust zu klein,
Wir hatten ganz besondre Gänge,
Und nennten Glück und Angst gemein.
Viel Wächter stunden uns im Lichte,
Doch Arglist ward durch List berückt,
Da wurden die verbotnen Früchte
Mit größ'rer Sehnsucht abgepflückt.

Wie viel vergnügt' und gute Lieder
Geriethen mir an ihrer Hand,
Ich ging die Weistritz auf und nieder,
Bis daß ich sie am Ufer fand;
Hier scherzten wir in allem Wetter,
Oft eh der Tag die Wolken brach,
Und rauschten dann die Erlenblätter,
So ahmten unsre Küsse nach."

Er fühlt sich glücklich, daß der Himmel alles so gefügt hat und ihm seine Heimath und seine Leonore wiedergiebt (S. 185):

„Du aber, seliges Gefilde!
Sei hunderttausendmal gegrüßt,
Nun seh' ich, wie gerecht und milde
Des Himmels weise Führung ist;
Nunmehr erfahr' ich dessen Freude,
Der dort den Rauch von Ithaca;
Nach glücklich überstandnem Leide,
Wie ich mein Striegau, wiedersah.

Du weis' und ewiges Erbarmen!
Das überschwenglich ist und thut,
Vergnüge mich in Lehnchens Armen,
Und schenk' uns nur ein kleines Gut;
Erhält mir Weisheit, Kunst und Dichten,
Und laß mich, wenn mein Körper fällt,
Kein blind und giftig Urtheil richten —
So neid' ich keinen auf der Welt."

Er kommt ins Weistritzthal und am 25. September 1719 hat er Schweidnitz erreicht Alle alten Erinnerungen treten jetzo näher vor seine Seele, aber nur eine, nur Leonore erfüllt ihn ganz. Mit banger Wehmuth ruft er aus (S. 185):

„Du ehmals liebster Ort der treuen Leonore!
Wie zärtlich rührt mich nicht der Anblick deiner Thore,
Wodurch ich damals oft an ihrer Hand spatziert!
Dort merk' ich schon den Raum, worauf wir uns versprochen,
Dort blickt der Altar vor, auf dem wir sechzig Wochen
Die Wächter hinter's Licht geführt.

Seid tausendmal gegrüßt, ihr Felder, Sträuch' und Bäume,
Ihr kennt wohl diesen noch, von dem ihr so viel Reime,
So manches Lied gehört, so manchen Kuß gesehn;
Besinnt euch auf die Lust der heitern Sommernächte!
Was meint ihr, wenn mein Wunsch nur eine wiederbrächte?
Das wird wohl nimmermehr geschehn.

Wo find' ich aber nun mein Allerliebstes wieder,
Verräth mir gar kein Gras das Lager ihrer Glieder?
Ich spüre keinen Schritt; die Sommerstub' ist leer.
Wie traurig scheinst du mir, du nicht mehr schöner Garten!
Du hast ja zween gehabt, was soll ich einsam warten?
Ach! stell' auch beide wieder her!"

Von Schweidnitz eilt er in das benachbarte Borau. Hier findet er seine Leonore wieder. Vier Jahre waren unterdessen verschwunden, seit sie sich nicht gesehen hatten. Günther's Freude ist so groß, daß er sich oft ein solches Wiedersehen wünscht (S.557):

„An Leonoren,
als er sie nach vier Jahren das erste Mal wieder empfing.
Die Regung ist zu scharf, ich muß dich stumm umfangen,
Ein Blick, ein Druck, ein Kuß vertritt der Zunge Pflicht.
Ihr Jahre, die ihr spät und unter Noth vergangen,
Verzeiht mir jeden Fluch, ich klag' euch weiter nicht;
Ach, macht das Wiedersehn dergleichen süßes Leben,
So laß dir doch, mein Kind, noch öfters Abschied geben."

Aber nur wenige Tage währt, wie es scheint, die Freude des Wiedersehns und Wiederfindens. G. muß scheiden, er mahnt scheidend zur Standhaftigkeit und seiner allezeit und überall zu gedenken (S. 308):

„Wir werden noch einmal geschieden,
Und scheinen solcher Prüfung werth.
Die wahre Treu' erinnert dich:
Halt an, halt aus und denk' an mich!"

Dann nimmt er Abschied mit den Worten (S. 318):

„Ich nehm' in Brust und Armen
Den schweren Abschiedskuß,
Der Himmel hat Erbarmen,
Indem er trennen muß.
Ich küß', ich wein' und liebe.
Mein treues Lorchen spricht:
Sie habe gleiche Triebe;
Wie aber! weint sie nicht?"

Leonore antwortet darauf:

„Du suchest ja dein Glücke,
Was hier wohl nicht mehr blüht.
Ich hasse das Geschicke,
Das uns von sammen zieht.
Ach! sähst du meine Schmerzen —
Ich schweige, werthes Licht!
Ich liebe dich von Herzen,
Und darum wein' ich nicht."

Diese Worte haben ihm Trost gewährt und Frieden gebracht, als er an dem Orte seiner Geburt vorübereilte, wo sein unversöhnlicher Vater nichts von ihm wissen wollte.

G. kam im letzten Monate dieses Jahrs nach Breslau, von hier aus sendete er seiner Leonore am 22. Decbr., gleichsam zum heil. Christ, ein poetisches Schreiben (S. 695). Der arme Dichter weiß nur mit dem Reichthum seines Herzens zu erfreuen:

„Dein Mahlschatz ist mein Herz, dein Herz mein Heirathsgut,
Und unsrer beider Ruhm die Dichtkunst meiner Schriften,
In welchen Lieb' und Scherz so lange Lob gewinnt,
Als Kunst und Wissenschaft in Deutschland fruchtbar sind."

Wie er ruhig die Gegenwart nimmt, so auch die Zukunft; drum schließt er mit den Worten:

„Wenn mir des Himmels Gunst dich vollends ganz gewährt,
So wüthe Feind und Groll, so mag der Spötter fluchen!
Drei Dinge sind mein Trost: Gott, Wissenschaft und Du,
Bei diesen seh' ich stets den Stürmen ruhig zu."

In Breslau fand G. viele academische Freunde. Durch ihre Empfehlung gelang es ihm, hie und da in vornehmen Familien Zutritt zu erhalten und Unterstützung zu finden. Günther's Leben erinnert oft an das der armen „Gabe gehrenden fahrenden Diet," an die wandernden Sänger des XIII. u. XIV. Jahrhunderts. Auch er lobt, wie sie, die Freunde und Beförderer seiner Kunstgenossen. Phöbus, sagt er, hält ein großes Buch voll Asbestblätter in Purpur eingebunden und mit Diamant geschlossen (Nachl. S. 60):

„Wer armen Dichtern reicht und schenkt,
Ihr Elend kleidet, speist und tränkt,
Der wird in dieses Buch getragen;
Und wenn der göttliche Poet
Der Weisheit hohes Fest begeht,
Mit Ehr' und Ruhme nachgeschlagen."

Unter den hohen Gönnern, die sich besonders freundlich und mildthätig jetzt seiner annahmen, zeichnet sich die Breslersche Familie aus. Herr v. Bresler ließ es an nichts fehlen, Günther's traurige Lage zu verbessern; G. erhielt, so oft er wollte, freien Tisch und überdem Geldes genug; sogar die Gedichte, welche er zu Ehren der Frau von Bresler verfertigte, wurden ihm mit 3, 4 und mehr Ducaten honoriert. Frau v. B. war nämlich selbst eine große Liebhaberin der Poesie und stand sogar in dem Rufe, einen artigen Vers zu machen. Einer Frau kann es schon schmeichelhaft sein, bloß als schöne und gebildete Frau besungen zu werden, — um wie angenehmer muß es ihr sein, wenn ein Dichter von Ruf in ihr seines Gleichen und natürlich eine größere Poetin wiederfindet. Dennoch konnte das poetische Verhältniß nicht lange bestehen. Günthern

war es einmal wieder zu wohl geworden und das vertrug seine Natur nicht mehr. Er nahm sich im Verkehre mit den Männern, durch deren Unterstützung er einzig und allein hier anständig zu leben vermochte, zu viel Freiheit heraus, er hatte Privatangelegenheiten ausgeplaudert, deren Veröffentlichung man eben nicht wünscht, und sich nebenbei Dinge zu Schulden kommen lassen, welche das Verlangen nach seiner Gegenwart nirgend erregen konnten. Man mußte seiner satt und überdrüßig werden und sann auf Mittel, ihn auf gute Weise aus Breslau zu entfernen. Alle Vorstellungen, sich an gute Sitte und Anstand zu gewöhnen, waren fruchtlos geblieben; selbst Frau von Bresler vermochte in dieser Hinsicht nichts über den verwöhnten Dichter. Es hielt endlich sogar schwer, ihn nur irgendwo zu empfehlen. So wünschte Herr von Bresler, Graf Schaffgotsch möchte Günthern zum Hofmeister seiner Kinder annehmen; als sich die erste Gelegenheit ergab, Günthern vorzustellen, war er dermaßen betrunken, daß Sr. Exc. der Herr Graf schon durch den bloßen Anblick überzeugt ward, Günther tauge zu keinem Informator in humanioribus. Solche Ereignisse machten den Wunsch immer reger, sich dieses unverbesserlichen, leichtsinnigen Gastes zu entäußern. G. fühlte selbst, daß seine Rolle ausgespielt war; unter Dankgedichten und Entschuldigungen nahm er Abschied, erhielt ein ansehnliches Reisegeld aus dem Breslerschen Hause und begab sich Ende des J. 1719 mit einem neuen Bekannten von hinnen. Dieser neue Bekannte, ein Studiosus Schubart von Lauban, ebenfalls ein Liebhaber des lustigen und freien Lebens, hatte Günthern vorgeschwatzt, er möge mit nach Lauban kommen, dort würde er schon Versorgung finden. G. glaubte alles. Beide trieben sich nun wochenlang im Lande umher, von einem Dorfgeistlichen zum andern. End-

lich erreichten sie Jauer. Die dortigen alten academischen Freunde erinnerten sich Günther's, thaten auch wohl etwas für ihn, jeder aber mied seinen Umgang. So etwas mochte ihm öfters begegnen; er klagt einmal recht bitter darüber (Nachl. S. 29):

„Wie mancher ist darunter stolz,
Der damals, als ein grobes Holz,
Dir auf den Schulen schmeicheln mußte,
Wenn ungefähr der Prüfungstag
Ihm nächtlich in Gedanken lag,
Und nichts als dich zum Helfer wußte."

Dennoch fand er in Jauer einen recht theilnehmenden Freund an Herrn Prätorius von Richthofen; G. erhielt von ihm einen ansehnlichen Wechsel, womit er schon wieder einige Zeit auf Universitäten hätte leben können. Leider reichte auch dies Geld nicht einmal bis Lauban. Von hier aus schreibt er am 29. Febr. (1720) seiner Leonore (S. 310—313), sie möge doch treu bleiben, oft seiner gedenken und alle Gelegenheiten zur Wankelmüthigkeit vermeiden:

„Vermeide die Gelegenheiten,
Wo viel Gesellschaft spielt und küßt!
Der Scherz kann öfters viel bedeuten,
Man weiß, wie stark die Reizung ist.
Und mußt du dich der Welt bequemen,
So laß dich Andrer Putz beschämen."

„Dein Absehn mußt du wol verhehlen,
Sprich jeden, der mir Gutes gönnt,
Und laß dir stets von mir erzählen,
Und liebe das, was mich nur kennt;
Durchblättre meine Vers' und Lieder,
Und sing und leg und lies sie wieder!"
„Geh täglich in des Herren Tempel,
Die Andacht kommt der Liebe bei ꝛc."

Am 2. April hält er noch die Jahresfeier des Tages, an welchem Leonore ihm ihr Jawort gab (S. 633):

„Ich feire Jahr vor Jahr in dir das Fest des Bundes,
Und opfre, was und wie Gelübd' und Recht versprach,
Mit Bechern auf das Heil des allerliebsten Mundes,
Aus dem das freie Ja mit keuschem Zittern brach."

Auf längere Zeit verstummt dann seine Muse. Er wohnt bei den Eltern seines Reisegefährten Schubart und muß sich mit ihrer schlechten Lebensart begnügen und noch mehr ertragen lernen, denn sie sind geizig und schmuzig und Menschen von sehr geringer Bildung. G. ist auf sie beinahe ganz angewiesen, er findet sonst nur wenig Unterstützung. In dieser Lage wird er nun noch obendrein krank. Seine Genesung schreitet bei der schlechten Pflege, nur langsam vor. Sobald er sich etwas wohler fühlt, beginnt er wieder zu dichten. Sein eignes Unglück und seine Liebe sind der Inhalt der meisten Gedichte aus dieser Zeit.

Unter Krankheit, Noth und Elend war so der Herbst herangekommen, da faßte G. abermals den Entschluß, Medicin zu studieren. Er bat seine Breslauer Freunde, ihm etwas Reisegeld zur Universität Leipzig zukommen zu lassen. Die poetischen Bettelbriefe, die er nach Breslau sendete, sind zum Theil recht kläglich und verfehlten ihren Zweck nicht. In dem einen, an Frau von Bresler, heißt es unter andern (S. 827):

„Ach, wenn sich doch nur bald ein Tag der Ostern fände,
An dem zum wenigsten die Hoffnung auferstände.“

G. durfte gute Hoffnung fassen: die alten Wohlthäter hatten ihm Geld geschickt, er war in den Stand gesetzt, die Universität von neuem zu beziehen. Einige Freunde wünschten nur noch, er möchte sich zuvor mit seinem Vater aussöhnen. G., immer geneigt den alten Haß aus des Vaters Seele zu verbannen, eilte nach Striegau. Wie ehemals, so auch jetzt — der vergebungflehende Sohn wurde nicht vorgelassen und das einzige Tröstliche, was ihm zu Theil wurde, war die Aussicht, welche ihm seine Anverwandten eröffneten. Diese meinten nämlich, sobald er sein Leben geändert und seine Kunst im Curiren bewiesen hätte, würde er seines Vaters Vergebung schon erlangen.

G. von allen Seiten bestürmt, die Aussöhnung mit seinem Vater recht bald zu bewerkstelligen, ging auf den Vorschlag seiner Verwandten ein und gedachte sich von Breslau aus einen Ort zur medicinischen Praxis auszuwählen. Ehe er aber noch nach Striegau kam, besuchte er seine Leonore in Sorau. Die Betrübniß, welche beide Liebenden bei diesem dritten Abschiede empfanden, hat G. in mehreren Gedichten ausgesprochen. Der trostlosen Leonore erwiedert er auf ihre Thränen (S. 306.):

„Ach Kind, verschone mich in dir,
Und laß mich unbetrübt von hier,
Was quälst du mich mit so viel Thränen? &c."
„Was Günther fühlt, das weiß sein Herz,
Ich laß es kaum die Hälfte merken,
Sonst macht' ich dir noch schärfern Schmerz."

Dann versichert er sie nochmals seiner ewigen Treue (S. 307):

„Sei arm, verlassen und veracht,
Verliere was gefällig macht,
Laß Zahn und Farb' und Jugend schwinden,
Du bleibst in meinen Augen schön,
Und sollt sie allemal entzünden,
So lange sie noch offen stehn."

Wie G. aber keine Versöhnung mit seinem Vater erwirkt hat und seine Anverwandten davon alles Glück hienieden abhängig machen, da sieht er auch den Besitz seiner Leonore für beinahe unmöglich an. Tief durch das Unglück gebeugt, ein Spielball seiner und fremder Leidenschaft, dachte sein Herz doch noch so edel, daß er nicht in sein trostloses Schicksal ein unschuldiges liebendes Wesen verflechten wollte: er nimmt drum jetzt Abschied für ewig (S. 322):

„Du wirst mich wol nicht wiedersehn
Als etwan in den Auen,
Die Glaub' und Hoffnung schauen."

Er giebt ihr ihr Herz zurück und spricht sie frei und los von allen ihren Versprechungen:

„Nimm also, liebstes Kind, dein Herz,
O schweres Wort! zurücke,
Und kehre dich an keinen Schmerz,
Womit ich's wieder schicke,
Es ist zu edel und zu treu,
Als daß es mein Gefährte sei,
Und wegen fremder Plage
Sein eignes Heil verschlage."

„Du kannst dir durch dies theure Pfand
Was Köstlichers erwerben,
Mir mehrt es nur den Jammerstand,
Und läßt mich schwerer sterben;
Denn weil du mich so zärtlich liebst,
Und alles vor mein Wohlsein giebst,
So fühl' ich halbe Leiche
Auch zweifach scharfe Streiche."

„Es küsse dich ein andrer Mann,
Der zwar nicht treuer küssen kann,
Jedoch mit größerm Glücke
Dein würdig Brautkleid schmücke."

Die zartfühlende Leonore, überrascht und tief betrübt durch die Absicht des Dichters, erwiedert in einem langen Gedichte, daß sie ihn dennoch lieben müsse, sie habe ja nicht seinem Glücke, sondern nur ihm ihr Herz geschenkt (Nachl. S. 198):

„Ach! liebster Schatz, verdient mein Herz
So hart versucht zu werden?
Es leidet ja wol anderwärts
Vorhin genug Beschwerden;
Und dennoch fehlt ihm niemals Lust,
Erlaub ihm nur in deiner Brust
Auf kurz genoßne Freuden
Die Ehre, mit zu leiden."

„Ich hab' es ja nur dir geschenkt,
Nicht aber deinem Glücke.
Du irrst dich, wo dein Argwohn denkt,
Ich fluche dem Geschicke.
Ich weine zwar, doch bloß um dich
Der Trost ist stark genug vor mich,
Wenn Philimen erkennet,
Wie rein die Flamme brennet."

(6. Str.)

„Bleib wo, wie lang, und wer du willst,
Nur lieb, und bleib mein eigen.
So wenig du auch jetzo giltst,
So plötzlich kannst du steigen.
Gesetzt, es sei dir nichts beschert,
Ach! halt mich deines Elends werth;
Ich will mit viel Vergnügen
Bei dir in Hütten liegen."

(9. Str.)

„Geht hin, ihr Tocken stolzer Welt,
Macht höhnische Gesichter,
Erfreut euch unter Stand und Geld,
Ich habe meinen Dichter.
Er liebt wie ich, und ich wie er;
Was macht mir mehr das Herze schwer?
Die Möglichkeit, das Leben
Nach ihm erst aufzugeben."

Nie war G. so treu in der Liebe gewesen, nie so poetisch durch sie gestimmt, nie so veredelt worden. Ein Herz, was so viel vermag, verdiente allerdings ein besseres Loos, als ihm G. gewähren konnte.

Müssen wir Leonoren schon um Günthers willen lieb gewinnen, wie viel mehr um ihrer selbst willen. Sie will nicht allein die Liebende, sondern auch die würdig Geliebte sein; ihr genügt nicht die gewöhnliche Bildung, die man von jedem galanten Frauenzimmer verlangt, sie wünscht auch den Sinn nach höherer Erkenntniß zu befriedigen. So bittet sie Günthern um eine deutschgeschriebene Anleitung zu den höheren Wissenschaften von Gott und dem Weltgebäude. Obschon der Dichter diese Bitte ablehnt, so mögen doch einige Strophen darthun (Nachl. S. 93), wie groß seine Liebe und Verehrung gegen das Gemüth war, dem solcher schöner Wissenstrieb angehört:

„Du kannst gleichwol zufrieden leben,
Und einmal froh zu Grabe gehn,
Und brauchst, ach! glaube doch, nicht eben
Den hohen Leibnitz zu verstehn.

Du hast genung vor dein Geschlechte,
Nachdem dein lobenswerther Fleiß
Die Wirthschaft und des Höchsten Rechte
So wie des Umgangs Regeln weiß.
Ein klug und thätiges Erbarmen
Kann wider Sünd' und Fluch bestehn;
Laß, wenn du kannst, nicht einen Armen
Betrübt und hülflos von dir gehn.
Vergieb, und habe mit den Schwachen
So viel, als mit dir selbst, Geduld.
Will Glück und Wetter gar nicht lachen,
So sei dein Trost: ich bin nicht schuld.
Ergötze dich mit Hoffnungsblicken
An jenes Lebens Lust und Pracht.
Dort wird dich andre Schönheit schmücken
Als die, so hier dich lieblich macht.
Dort wirst du nicht mehr Stückwerk wissen,
Du wirst der Wunder Ursprung sehn,
Dort werd' ich dich noch reiner küssen,
Als niemals unter uns geschehn."

Bei allen diesen Aeußerungen war und blieb Günther's Herz dennoch gutmüthig bis zum Leichtsinn und leichtsinnig bis zur Unsittlichkeit. Voll Reue schämte er sich seiner Fehler; kaum hatte er es zum Vergessen derselben gebracht und er beging sie von neuem. Seine Moral war längst wankend geworden, sein Unglück hatte ihn gefühllos und gleichgültig gemacht. Schon in Dresden schrieb er (S. 577):

„So werf' ich endlich auch den Anker aus den Händen
Und lass' es, wie es will, ohn' alle Sorgfalt gehn:
Man mag mich treten, ziehn, verstoßen, schmähn und schänden,
Ich zwing mich, es verstockt und lachend auszustehn;
Ich werde nicht mehr roth, ich suche keinen Tittel,
Verachte Kunst und Fleiß, schlag' Ehr' und Schimpf in Wind rc.
Es fesselt mich kein Zwang gemeiner Sittenlehren."

Bei der großen Empfänglichkeit für die Freuden und das Glück der Liebe gehörte er allen schönen und liebenswürdigen Mädchen; und wenn er einem sagte (Nachlese S. 100):

„Ich such', und finde dich in mir,
Ich seh', und finde mich in dir,
Wir haben einerlei Gemüthe —"

so galt das auf alle, er sah, liebte — und Glück für ihn, wenn er weniger wiedergeliebt worden wäre! Seine vielen galanten und verliebten Oden und Lieder beweisen aber das Gegentheil; so sichtlich sein Streben hervorblickt, diese Neigung zu mäßigen und zu veredlen, so sehen wir doch immer, wie er darin scheitert: ein holdes Mädchengesicht, ein freundlicher Blick, ein liebreiches Wort raubt schon sein Herz; die augenblickliche Geliebte ist dann die schönste, die einzige, und er singt am Ende von jeder wie von der einen (Nachl. S. 101):

„Die Nachwelt soll nach langer Zeit
Durch meiner Lieder Ewigkeit
Auch deines Namens Denkmal lesen.“

Kein Wunder, daß er diesen Unbestand ergötzlich findet und damit sogar renomiert (Auf die ihm so beliebte Abwechselung im Lieben S. 260):

„Ich habe, das glaubt nur, ein ziemlich Gewissen,
Worein schon mein Scherzen manch Dutzend begräbt,
Die, wo ich auf Erden gewohnt und gelebt,
Mein zärtliches Leiden befriedigen müssen.
Kommt, artige Kinder, kommt häufig heran!
Dieweil ich noch manche beherbergen kann.“

Günther's poetischer Charakter erscheint um diese Zeit ebenso abgeschlossen wie sein sittlicher. Wie er selbst redend eingeführt wurde, jenen zu erläutern, mag er auch jetzt wieder sprechen, damit wir aus seinem eigenen Munde seine poetischen Ansichten und Bestrebungen, was er bewunderte, was er für Muster ansah ꝛc., kennen lernen.

(1720)
(Nachlese 2. A. S. 53.)

Bewirb dich um den Kranz der wahren Dichterkunst!
Sie ist der Weisheit Schmuck und bringt der Nachwelt Gunst,
Wir leben, stirbt das Fleisch, im klugen Angedenken;
Sie weckt, besänftigt, straft, erbaut, ergötzt und nützt,
Giebt Enkeln Lust und Muth, und macht den Geist erhitzt,
Der Wahrheit, die man haßt, ein gütig Ohr zu schenken.
Die Alten gehn dir vor; die nimm und lies mit Fleiß,
Ihr Vorzug kostet sie viel Nächte, Kunst und Schweiß;

Virgil beschreibt genau, Homer bewegt und lodert,
Anacreon macht voll, Catull kann zärtlich sein,
Horaz ist reich und hoch, der Schwan von Sulmo rein,
Und, was der Sappho fehlt, ist, daß man mehrers fodert.
Der Neuen Kunst fällt ab; doch geht Petrarcha mit,
Der nebst noch wenigen die rechte Straße tritt;
Sonst haß' ich insgemein der Wälschen hohe Grillen.
Was Ludwigs Gnadenglanz in Frankreich aufgeweckt,
In Boileau, Racine und Molliere steckt,
Das kann ja auch die Lust gelehrter Sehnsucht stillen.
Der Deutsche kommt fein spät. Von Opitz halt' ich viel,
Der Geist des alten Gryph und Flemmings gründlich Spiel
Verdient die Ewigkeit so gut als Neukirchs Flöte;
Im Canitz find' ich Gold, die edle Lindenstadt
Versteht nicht, was sie schon an Rabners Satyr hat,
Und manchem fehlt August, sonst würd' er ein Poete."

Aehnlich äußert er sich an einer andern Stelle (S. 759):

„Die Deutschen, denen wir die Poesie zu danken,
Sind Opitz, Lohensteins und Hoffmanns hoher Geist,
In welchem Neukirchs Kiel die deutschen Künste weist.
Du siehst die Gryphier mit unverwelkten Kränzen
Durch Moder, Asch und Gruft in ihren Schriften glänzen;
Was Flemming aufgesetzt, und Schmolck geschrieben hat,
Verschweigt aus Ehr' und Furcht dies schlecht' und enge Blatt."

und (S. 587):

„O nein, ich seh' es wol, was Lohenstein gethan:
Denn Gryph und dieser stehn in den berühmten Thoren
Der grauen Ewigkeit, wie Hoffmann, oben an."

In Breslau hielt sich G. diesmal nur kurze Zeit auf; er reiste bald wieder fort in der Absicht zu Kreuzburg die medicinische Praxis zu treiben. Gegen Ende des Jahrs 1720 langte er in diesem Städtchen nahe der polnischen Gränze an, miethete sich eine Wohnung und that als ob er sich häuslich niederlassen wollte. Das ordentliche geregelte Leben kam ihm zu schwer an; er suchte sich durch den Verkehr mit den Landedelleuten zu entschädigen, vernachlässigte seine medicinische Praxis endlich ganz und trieb sich nach polnischer Art auf dem Lande umher. Besonders gefiel ihm der Aufenthalt zu Bischdorf beim Herrn v. Nimptsch. Außer der gro-

ßen Gastfreiheit des Gutsbesitzers fesselte ihn hier die wohlerzogene Tochter des hiesigen Predigers, des Hrn. Domoratius. Günther liebt sie und bald lieben sich beide. Herr v. Nimptsch billigt diese Liebe; er stellt Günthern freundlich vor, es sei nothwendig für ihn zu heirathen, damit er sich endlich an ein eingezogenes Leben gewöhne und sich ein häusliches Glück gründe.

G. fühlt sich überglücklich, abermals ein Wesen gefunden zu haben, was ihm für sein ganzes Leben gehören und in dem Sinne, wie es vom ersten Augenblicke an sein gewesen war, so auch sein bleiben soll.

„Ach, mein Herz, seufztest du, ist — mein Herz, fiel ich ein,
Ja, nun wolan mein Kind, so soll es ewig sein."

Er ist so überrascht bei diesem neuen Ereignisse, daß er sich gar nicht recht finden kann in sein Glück (S. 271):

„Ach, was blüht mir vor ein Glücke,
Da mich so ein ehrlich Kind
Unter Feinden, Gram und Tücke
Sonder Eigennutz gewinnt!
Da sie mir den Schwur gethan,
Fang' ich erst zu leben an."

Und in einem andern Liede (S. 313):

„So wißt einmal, ich bin verliebt,
Und zwar in so ein Kind,
Das mir erst Lust zu leben giebt,
So schwer die Zeiten sind.
Sein Kuß ist meiner Seelen Kraft,
Und hat an süßer Glut
Fast aller Schönen Eigenschaft,
Nur nicht den Wankelmuth."

„Ach, Hoffnung! ach, du Engelsbild!
Du meiner Güter Rest!
Ach, komm und küß und bleib mein Schild,
Da alles schlägt und preßt!
Komm, flicht uns unsern Hochzeitschmuck
Von deinem Wintergrün!
Der Tod, sonst nichts ist stark genug,
Ihn wieder anfzuziehn."

Im April 1721 hat ihn seine Phyllis nach Bischdorf hinbeschieden. Er kommt, ihr Vater giebt jedoch nicht zu, daß sie sich vor Günthern sehen lassen darf. Der betrübte Dichter hat dies Ereigniß nebst andern aus dieser Zeit besungen. Endlich weiß Herr v. Nimptsch den Vater zu bewegen, den Wünschen der Liebenden nachzugeben. Es findet eine feierliche Verlobung statt. Günther schenkt seiner Braut einen Ring mit einem Todtenkopfe (S. 281):

„Erschrick nicht vor dem Liebeszeichen,
Es träget unser künftig Bild,
Vor dem nur die allein erbleichen,
Bei welchen die Vernunft nicht gilt.
Wie schickt sich aber Eis und Flammen?
Wie reimt sich Lieb' und Tod zusammen?
Es schickt und reimt sich gar zu schön,
Denn beide sind von gleicher Stärke,
Und spielen ihre Wunderwerke
Mit allen, die auf Erden gehn."

„Ich gebe dir dies Pfand zur Lehre:
Das Gold bedeutet feste Treu,
Der Ring, daß uns die Zeit verehre,
Die Täubchen, wie vergnügt man sei,
Der Kopf erinnert dich des Lebens,
Im Grab ist aller Wunsch vergebens —
Drum lieb' und lebe, weil man kann,
Wer weiß, wie bald wir wandern müssen!
Das Leben steckt im treuen Küssen,
Ach! fang den Augenblick noch an!"

Des Dichters Absicht war nun, sich auf Universitäten zu begeben, dort den Doctorgrad zu erlangen, dann heimzukehren, um mit besserm Erfolge seine medicinische Praxis zu treiben, und an der Seite seiner Phyllis ein glückliches eheliches Leben zu führen. G. war noch nicht rettungslos verloren. Welchen mächtigen Eindruck diese Liebe auf ihn macht, lehrt das lange Gedicht auf seine Verlobung in mehreren Stellen (S. 685.):

„Gesellschaft, Trunk und Spiel gebiert mir jetzt nur Groll,
Die Bücher haben Ruh, kein Reim will fast mehr fließen;
Ja, wem auch meine Kunst mit Rathe dienen soll,

Der muß verwirrtes Zeug aus meiner Antwort schließen;
Mein Schlaf ist nur ein Qualm, mein Bett ein kalter Raum,
Mein Wachen aber stets ein wandelbarer Traum."

Ueberhaupt war gewöhnlich jede ernstere Liebesneigung bei ihm von einer reinsittlichen Wirkung begleitet. Schon früher empfand er im wüstesten Studentenleben die wohlthätigsten Folgen davon; er schildert diese Verwandlungen seines Wesens mit grauenerregender Wahrheit (S. 581.):

„Der Wohlstand kömmt mich an, jetzt will ich zärtlich heißen 2c.
Mein Aufzug war bisher ein halb soldatisch Wesen,
Und wie der freie Pursch in Jena schwärmt und geht,
So hatt' ihn sich mein Leib zum Muster auserlesen,
Weil, was sonst zierlich heißt, hier bloß den Füchsen steht.
Sechs Löcher in dem Strumpf, fünf Federn in den Haaren,
Das hielt ich ebenfalls vor ehrlich und galant,
Und war der Brantewein im Antlitz ausgefahren,
So kneipt' ich öffentlich die Blattern mit der Hand.
Vor roch mein Haar nach Staub und schmutzigen Papieren,
Jetzt muß Violenmehl den halben Rock beschnei'n."

und ferner:

„Mein Herz wird mild und gut, ich hasse Trunk und Fluchen 2c."

G. schickt sich nun an, seine Vorsätze auszuführen. Er nimmt Abschied von Braut und Schwiegervater, und beide versprechen sich das Beste von dieser Reise. Der alte Wunsch, sich mit seinem Vater auszusöhnen, wird jetzt beim Schimmer des Glückes lebendiger in ihm als jemals. Es ist der reine kindliche Wunsch nach der alten väterlichen Liebe; er hat ja weiter keinen Schatz zu heben als diese Liebe; Haus und Hof, das ganze Vermögen der Eltern war eingeäschert (Nachl. S. 241):

„— Was die noch übrig haben,
Die kaum mehr Eltern sind, ist, ohne was sie preßt,
Ein Leben voller Müh, zwo Kinder und ein Rest
Von Asch' und Dürftigkeit 2c."

Reuigen Herzens, aber auch beseelt von der fröhlichen Hoffnung, jetzt des Vaters Vergebung endlich zu erlangen, tritt er in Striegau ein. Da tönt

ihm von allen Seiten entgegen: er dürfe nie die Schwelle seines Vaters wieder betreten noch vor seinem Antlitze erscheinen. Diese Unbarmherzigkeit des Vaters zerstört mit einem Male alle Hoffnung, alles Glück des reuigen Sohnes. Umsonst fleht er bei Freunden und Verwandten, niemand vermittelt ihm den erwünschten Zutritt. Er wäre der Verzweiflung anheimgefallen, wenn ihn nicht das Vertrauen auf Gott aufrecht erhalten und getröstet hätte. So schrecklich waren seine Vergehungen nicht, daß sie diesen unvergänglichen Haß verdient hätten. So streng er sich selbst beurtheilt, von den Fehlern seiner Jugend kann er doch nur sprechen in der Art, wie jeder Unbefangene so etwas zu nehmen pflegt (Nachl. S. 243.):

„— Mein etwas freies Leben
Hat auch wol dann und wann dem Feuer Oel gegeben.
Allein, du lieber Gott, wie leichtlich ist's geschehn?
Die Jugend weiß sich ja nicht allzeit vorzusehn.
Verführe Gott so scharf, und wollt' er ein Verbrechen
Der Uebereilung stracks mit Blitz und Donner rächen,
Wie wenig würden alt?"

Auch in Bezug auf Gott kann er sein Vergehen nicht für so wichtig halten. Es stimmt nicht zu seinen Ansichten, daß die Gottheit immer und überall eingreifen müsse, wo es der kurzsichtige Mensch verlangt (Nachl. S. 57):

„Gott lege, was er will, und was mir zukommt, auf,
Er wird und darf auch nicht den wohlbestellten Lauf
Der großen Creatur erst mir zu Liebe stören.
Sein Zweck ist überhaupt des Weltgebäudes Heil,
Wir, ich und auch mein Kreuz sind davon nur ein Theil,
Und müssen auch den Schmuck der ganzen Ordnung mehren."

Auch er hält sich für mehr als sein Schicksal. Ergeben in den Willen Gottes duldet er die Unversöhnlichkeit seines Vaters und den Haß seiner Verwandten. Er verzichtet auf alles Glück, nie sieht er seine Braut wieder, die Scham verbietet ihm zu ihr zurückzukehren. Der Fluch des Vaters gilt mehr als die Liebe seiner Braut. All die schönen Hoffnungen, welche ihm seine Phyllis erregt hatte, wer-

den leider vereitelt; sie soll ihn nicht an edlere Freuden gewöhnen, soll ihn nicht für das Bessere erziehen.

„Dein Zuspruch, liebstes Kind, und freundliches Bemühn,
Soll künftig noch aus mir viel gute Früchte ziehn —"

tönte gewiß recht tief aus seiner Seele hervor, und was er damals von seiner Phyllis bat, scheint er auch von der Nachwelt zu bitten, in diesen Zeilen nämlich sein ganzes Gemüth aufgeschlossen zu finden:

„Ach! Phyllis, lies dies Blatt nicht etwan obenhin,
Es ist nicht schlecht Papier, es ist mein ganz Gemüthe,
Und dies dein Eigenthum. Wenn ich zu wenig bin,
So nehm' ich allen Werth von Deiner Lieb' und Güte,
Du hast dich mir vertraut, du hast dich mir verschenkt,
Doch du nicht, sondern der, der dieses Ganze lenkt."

G. wendet sich jetzt in's schlesische Gebirge und lebt dort an verschiedenen Orten von der Gunst und Gnade anderer und von seinem Gelegenheitsdichten. Traurig wenn die Poesie zum Broterwerb herabsinkt; selbst der bessere Dichter pflegt dann im drükkenden Gefühle dieser Abhängigkeit seiner Kunst oft ihre und seine Würde preiszugeben. Bewundernswerth bleibt, daß G.'s Geist und Phantasie mitten im Drucke und Elend dennoch meist wenig oder gar nicht davon berührt zu sein scheinen und eine gewisse Unbefangenheit bewahren, worin sich mehr der reiche Dichter als der arme hülfsbedürftige Mensch ausspricht. Im J. 1722 hatte er sich durch einen Freund bestimmen lassen, ein Loblied auf den Grafen Franz Anton v. Sporck zu dichten. Obschon dies Gedicht, 42 zehnzeilige Strophen, ganz darauf berechnet war, den wohlthätigen Grafen zu einer Unterstützung zu bewegen, und eben deshalb seine Absicht unverkennbar ist, so scheint es doch nicht so; der Ton des Ganzen ist von der Art, daß wir glauben könnten, alles sei nur freier Erguß des reinen unbedingtesten Gefühls. Und halten wir uns gar an Einzelnes, so erscheint es beinahe unglaublich, daß ein Bettler die Großen und Starken

dieser Erde, die Götter heißen und sind, also anredet (S. 149):

„Was hilft euch aller Staat und Pracht,
Wenn Flecken im Gewissen bleiben?
Vermag wol eure Schweizerwacht
Der Sorgen Einbruch abzutreiben?
Ihr liegt auf Purpur, aber wie?
Ihr nennt es Schlaf, es ist nur Müh,
Weil Puls und Herz vor Unruh klopfen.
Ihr traut der Höh; bedenkt den Fall!
Ihr trinkt aus Silber und Krystall,
Gott weiß, wie bald! den letzten Tropfen."

„Die Unschuld ist das schönste Kleid,
Der Völker Heil die reichste Krone,
Die klügste Staatskunst — Billigkeit,
Die Gottesfurcht — der Grund vom Throne.
Nicht der allein, der vom Codan
Bis an den Nil befehlen kann,
Ist bloß ein großer Fürst auf Erden:
Wer Wahrheit liebt, den Menschen nützt,
Sich selbst beherrscht, die Tugend schützt,
Der ist schon werth, gekrönt zu werden."

Ein Breslauer Gymnasiast Namens Alde hatte dies lange Gedicht zierlich auf das feinste Pergament für G. abschreiben müssen. G. wollte es dem Grafen selbst überreichen und hatte deshalb den Abschreiber an einem bestimmten Tage in's Guckusbad hinbeschieden. Alde kommt hin, G. bleibt aus; jener kann nicht länger warten und überreicht das Gedicht. Man erkundigt sich nach dem Verfasser: o, heißt es, das ist ein armer Student, der ein Viaticum wünscht. Es werden ihm 30 Gulden ausgezahlt. G. trifft nun zwar auch ein, muß aber mit leeren Händen scheiden. Da kann man es ihm nicht verargen, wenn er bei allen seinen vereitelten Hoffnungen noch so viel Laune, Kraft und Muth besitzt, auf das Glück zu schmähen (S. 201):

„Dein Rasen dient mir zum Gespötte,
Und könnte mir mein Wunsch geschehn,
Daß jede Wunde Lippen hätte,
So wollt' ich dich recht grausam schmähn.

Du Wetterhahn, du blindes Weib,
Du Blaustrumpf, du Verderbungsmittel,
Du Hure vor des Pöbels Leib,
Du Zauberbalg, du Thorheitsschwester,
Du Wildfang, du Betrügerin."

G. will nun Schlesien für immer verlassen. Ehe er aber gleichsam alles aufgiebt, bittet er noch einmal seinen Vater und zwar in einem langen alexandrinischen sogenannten Versbriefe (S. 855—871):

„Den Unwillen eines redlichen und getreuen Vaters suchte durch diese Vorstellung bei dem Abschiede aus seinem Vaterlande zu besänftigen ein gehorsamer Sohn." Er erzählt den Ursprung seines Elends, wie er allmählig durch die Unversöhnlichkeit seines Vaters und den Haß seiner Verwandten immer mehr gesunken sei:

„— man verfällt von Zeit zu Zeit
Und gewöhnt sich ganz gelassen zu der Niederträchtigkeit."

Dann berichtet er, daß die Liebe und Verehrung gegen seinen Vater noch eben so sei wie früher, und unwandelbar, was ihn endlich zu der wunderlichen Erklärung bringt:

„Stünd' es mir auch zehnmal frei, einen Vater zu erwählen,
Würd' ich dich doch in der That alle zehnmal nicht verfehlen;
Würdest du mir auch im Kittel vom Verhängniß vorgestellt,
Käm' ich doch aus deinen Lenden mit Vergnügung auf die Welt."

Alle Prosa und alle Poesie war umsonst, nichts vermochte das Herz des grausamen Vaters zu öffnen. Die Blüthe seines Lebens ist geknickt, seine letzte Hoffnung geschwunden, er hat nichts behalten auf der kurzen Wanderung als sein Unglück und seine Lust zu sterben. Von einem Freunde begehrt er nur (S. 412):

„— so denk auch meiner Noth
Und thu ein Liebeswerk und wünsche mir den Tod."

Im Herbste 1722 tritt G. seine Reise an. Die ganze Vergangenheit mit ihren Leiden und allen trüben Ereignissen steht vor seiner Seele. Kein heiteres Bild wagt aufzutauchen, und voll Ingrimm

und Abscheu wendet er sich weg von seinem Vaterlande (Nachl. S. 41):

„So lebe wohl mit allen Spöttern,
Du ehmals werthes Vaterland;
Was hat dir wol mein Geist zu danken?
Verfolgung, Schande, Neid und Zanken,
Und Freunde, die kein Flehn gewinnt.
Ja, müßt' ich heute bei den Drachen
Gefährliche Gesellschaft machen,
Sie wären gütiger gesinnt."

G. hat bald seine Reise vollendet. Noch ehe der Winter eintritt, lebt er in Jena. Er sucht noch einmal aufzuathmen; er schwärmt auf den nahen Bergen und an den Ufern der Saale und träumt von seiner Jugendliebe (S. 303):

„Nein! mein Geist, du irrst im Bilde,
Sieh den Ort genauer an!
Diese Tiefen, dies Gefilde
Ist kein schlesisch Canaan,
Und zum Paradies allhier (Spatzierort vor Jena)
Mangelt nichts als Lorchens Zier.

Male dir die Lust der Erden,
Adams ersten Aufenthalt,
Nebst den Mienen und Geberden
Seiner kläglichen Gestalt,
Und betrachte, wenn er flieht,
Wie betrübt er rückwärts sieht:

Siehst du dies, so sieh darinnen
Mich und meinen Zustand an!
Dessen Qual kein künstlich Sinnen
Und kein Kiel entwerfen kann:
Evens Anmuth blüht in dir,
Adams Unruh folget mir.

* * *

Von den Spitzen derer Hügel
Seh' ich oft ins Vaterland.
Hätt' ich doch nur Taubenflügel,
Oder Dädals Zauberhand!
Um nur, wie zuvor geschehn,
Dich, mein Engel, noch zu sehn.

Dich, o Sonne meines Lebens,
Dich, o Ursprung meiner Glut!
Ist's denn, leider, ganz vergebens,
Daß mein Mund so kläglich thut?
Nein, ich weiß dein klingend Ohr
Stellt dir oft mein Leiden vor.

Ist der Tag der Erd' entwichen,
So verwahrt dein Bild die Ruh.
Kommt ein Ostwind hergestrichen,
Kehr' ich ihm das Antlitz zu;
Denn mich deucht, er bringe mir
Manchen sanften Kuß von dir."

Aber alle seine Liebe und Sehnsucht, alle seine Freude hienieden sollte bald beendet sein. Seit Anfang des Jahrs 1723 litt er an mancherlei körperlichen Beschwerden; er wurde bettlägerig, es zeigten sich die Vorboten des Todes. Sein Geist blieb dennoch stets rege. Noch auf seinem Krankenlager schrieb er „Letzte Gedanken (S. 837—844.)". Wir hören noch einmal das reuige, kindliche, liebende Herz, dem es schwer wird zu scheiden ohne Abschied, ohne Versöhnung mit Gott und der Welt. Er ist sich sterbend dieses beseligenden Gefühles bewußt (S. 838.):

„Das, worauf mein Ruhm noch trotzt, ist ein ehrliches Gemüthe,
Diesen Adel, diesen Schatz kriegt' ich von des Himmels Güte
Mit dem Blute deutscher Eltern, dieses ward so gut gemengt,
Daß mein leicht versöhnlich Herze keinem was zu schaden denkt."

Er erinnert sich alles dessen, was ihm lieb und theuer ist, und segnet jeden, der ihm nur irgend Gutes erwies (S. 841):

„Alles, was mich je geliebt, unterrichtet und gepriesen,
Was mir Trost und Rath ertheilt, was mir Höflichkeit erwiesen,
Was mir eine Hand voll Wasser und ein Stücke Brot verliehn,
Dessen rühmliches Gedächtniß muß in tausend Gliedern blühn."

Er ruft allen ein Lebewohl zu, auch ihr, die er verlassen mußte (S. 843):

„Komm, du Liebste meines Herzens, schau, es geht zur letzten Ruh,
Komm und drücke, schönste Seele, mir nur noch die Augen zu!"

Er wird kränker, er fühlt seinen Tod nahen und begehrt das heilige Abendmahl zu genießen. Kurz vorher hatte er seine „Bußgedanken" aufgesetzt und mit den Worten geschlossen:

„Oft ist ein guter Tod der beste Lebenslauf."

Der Geistliche kam zu spät, Günther war sanft eingeschlafen. Er starb den 15ten März 1723 in einem Alter von 28 Jahren weniger drei Wochen und drei Tage. Seine Landsleute hielten ihm ein feierliches Leichenbegängniß und begruben ihn auf dem Gottesacker vor dem Johannisthore. Kein Stein bezeichnet die Stätte, wo er Ruhe fand, aber sein Andenken wird leben für jeden, der sich um die Geschichte der deutschen Literatur kümmert. Die Grabschrift, die sich G. selbst verfaßt hat, lautet (S. 771):

„Hier starb ein Schlesier, weil Glück und Zeit nicht wollte,
Daß seine Dichterkunst zur Reife kommen sollte.
Mein Pilger, lies geschwind und wandre deine Bahn!
Sonst steckt dich auch sein Staub mit Lieb' und Unglück an."

Joh. Günther überlebte seinen Sohn um viele Jahre. In einem Schreiben an den Biographen seines Sohnes 1738, Steinbach (S. 123) äußert er sich also:

„Mein Sohn war von mittelmäßiger Statur und wohlproportionierten, gesunden und geschickten Gliedern, eines gleichfalls mit den andern Gliedern wohl harmonierenden Gesichts, etwas länglicht und von schwarzbraunen Augen und Hauptharen, außer daß er eine damals lange Staatsperücke mit blonden Haaren trug. War sonst freundlich und annehmlich von Angesicht, und hatte was Reizendes an sich, daß er auch bald von Kindheit an und sonderlich bei seinem Studieren und erwachsenen Jahren jedermann gefiel. Dem Temperamente nach war er ein Sanguineo-Melancholicus." In demselben Schreiben (Steinbach S. 128): „Was seine Lamentationes in vielen Gedichten anlanget, da er über viel Feinde und Neider klaget, die ihm

an seinem Glücke hinderlich wären, solches sind mehrentheils melancholische Grillen. Denn wenn er durch liederliche Verschwendung dasjenige, wovon er lange Zeit hätte leben sollen und haushalten können, in Kurzem, ja in einem Abende vielmals durchgebracht oder durch liederliche Pursche sich darum bringen lassen und so dann manchmal darben müssen, ist er in solche melancholische Gedanken gerathen, daß er nicht gewußt, wem er seinen Mangel zuschreiben sollen, da er denn auch wohl seine Eltern tacite beschuldigen wollen, daß sie ihm an seinem Glücke hinderlich wären, so er aber ohne Impietät nicht thun können, als welche mehr an ihm gethan, als sie schuldig gewesen und thun können. So hat er auch sonst nicht viel Feinde gehabt, als die er vielleicht mit seiner satyrischen Feder ihm selbst gemacht. Ist also einzig und allein fortunae suae sinistrae faber gewesen, denn er das Glücke, so ihm überall nachgelaufen und die Hand geboten, von sich gejaget. Es hat ihm an hohen Gönnern, Patronen und Wohlthätern nicht gemangelt, wenn er sich derselben Gelegenheit hätte accommodieren und dieselbe annehmen wollen und sich nicht so wankelmüthig und groß aufgeführt hätte, als wenn er keiner Hülfe bedürfe. Es sind ihm wohl hundert gute Gelegenheiten, glücklich fortzukommen, vorgefallen, die er aber zu seinem Schaden ausgeschlagen."

Hauptquelle für Günther's Leben:

Johann Christian Günthers, des berühmten Schlesischen Dichters, Leben und Schrifften. Gedruckt in Schlesien 1738. Auf des Verfassers eigene Unkosten. 8. Unter der Vorrede: Carl Ehrenfried Siebrand d. i. Christoph Ernst Steinbach, † zu Breslau 1741.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoffmann von Fallersleben, August Heinrich,

Johann Christian Günther Ein literarhistorischer Versuch

Breslau 1832

H.lit.p. 177 hg
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10733095-2